Bilder aus der Kirchengeschichte für Mennonitische Gemeindeschulen

---

Fünfte Auflage

Bearbeitet von

C. H. WEDEL

weiland Lehrer an Bethel College

Herausgegeben von

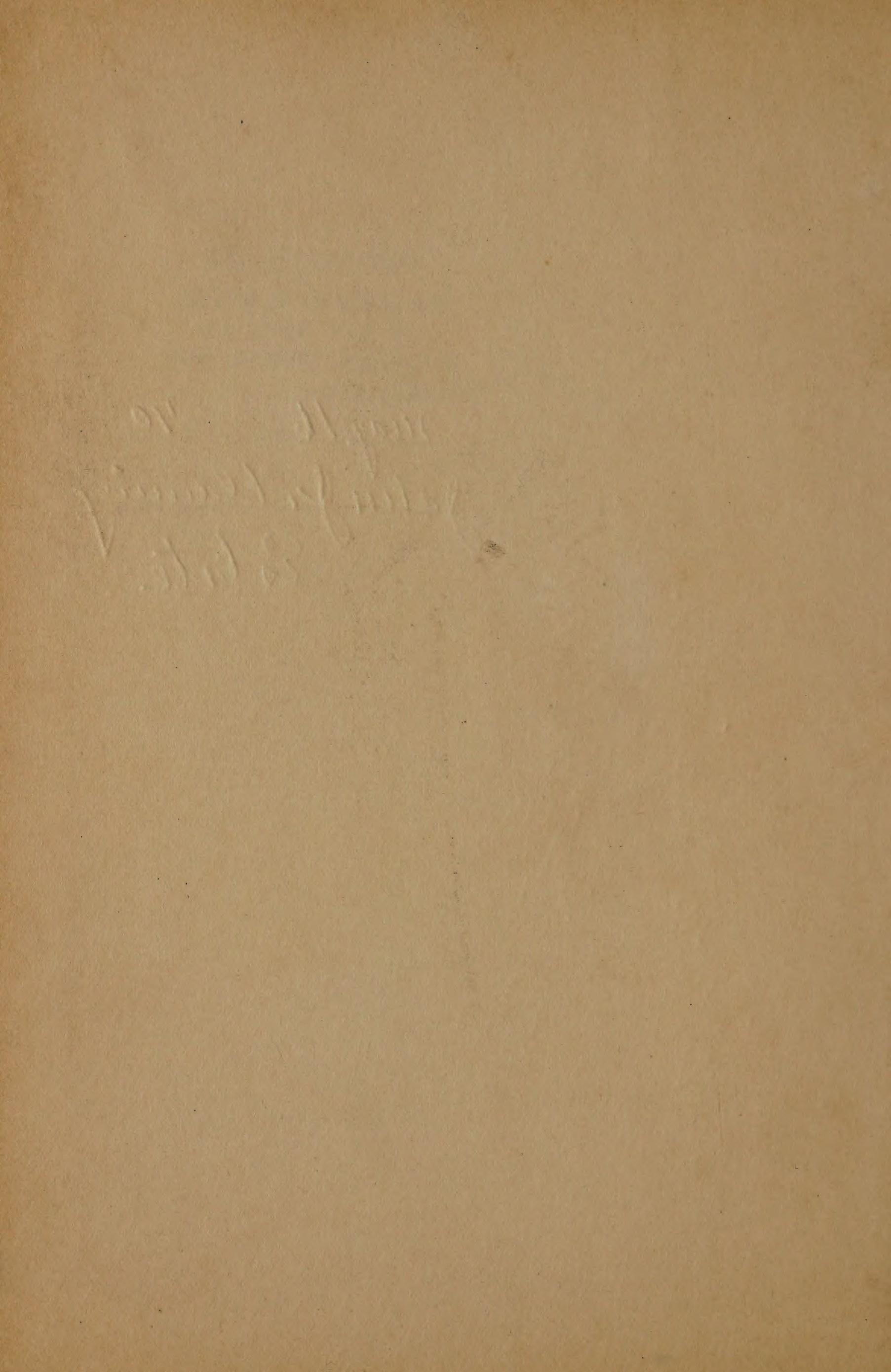
der

Herald Publishing Company

Newton, Kansas

1937

102
$.72



Bilder
aus der Kirchengeschichte
für
Mennonitische Gemeindeschulen

Fuenfte Auflage

Bearbeitet von

C. H. WEDEL

weiland Lehrer an Bethel College

Herausgegeben von
der
Herald Publishing Company
Newton, Kansas
1937

Begleitwort

zur Ersten Auflage.

Dieses Bändchen bietet nicht dasjenige dar, was der Schüler in seinem Unterricht hören, noch viel weniger, was der Lehrer wissen, sondern was der Schüler behalten sollte, aus der Schule mit sich nehmen sollte, um später mehr hinzu zu sammeln. Daß dieser Stoff angesichts der kurzen Zeit, welche für diesen Gegenstand verwendet werden darf, sehr beschränkt werden muß, liegt auf der Hand. Der Lehrer lasse am besten jeden neuen Abschnitt von der Klasse erst lesen, erkläre die Wörter und Sätze, welche den Schülern etwa unfaßlich vorkommen mögen, — lasse sie sodann das Buch zumachen und ihm zuhören, während er den betreffenden Stoff in etwas erweiterter Art frei vorträgt. Das bildet Interesse an der Sache. Vor zu reicher Erweiterung muß er sich natürlich hüten. In der nächsten Stunde halte er die Schüler für das verantwortlich, was im Buch steht. Wissen sie von dem Genaues zu sagen, was er hinzugefügt hat, so verdiene das besondere Anerkennung. Daß in einer Gemeindeschule die Eigentümlichkeiten der einzelnen Richtungen in unserer Gemeinschaft besser nicht besprochen werden sollten, wird ja wohl allgemein einleuchten. Es ist daher in diesem Bändchen jede Veranlassung dazu vermieden worden. Kurze, erbauliche Betrachtungen und Anwendungen sind natürlich sehr am Platz; dieselben machen aber viel tiefere Eindrücke, wenn sie vom Lehrer mündlich angebracht, als wenn sie vom Schüler im Textbuch gelesen werden. Hoffentlich erweist sich das Werkchen als brauchbar.

I. Die ersten Jahrhunderte

1. Einleitung.

Die christliche Kirche ist die große Heilsanstalt, welche Christus gestiftet hat, um in ihr seine Kinder in ihrem geistlichen Leben weiter zu bilden und durch sie sein Evangelium allen Völkern zu bringen. Christus hat die Kirche gestiftet; er ist also ihr Haupt und derjenige gehört erst eigentlich zur Kirche, der Christi Eigentum geworden ist. Der Pfleger der Kirche aber ist der Heilige Geist, der die von Christus der Menschheit erworbenen Heilsgüter allen denen mitteilt, die an Christum glauben. Er tut das, wenn der Mensch auf das Wort Gottes hört und es in sein Herz aufnimmt. Darum nennen wir das Wort Gottes oder die Predigt des Evangeliums auch ein Heilsmittel. Besondere Versicherung der göttlichen Gnade erhält der Christ aber auch durch den heiligen Geist in den heiligen Handlungen der Kirche — Taufe und Abendmahl. Alle nun, die an Christum glauben, sollen auch für ihn wirken, sollen andern sagen, wie gut es ist, ein Schäflein Christi zu werden. Gott hat die Kirche somit zu dem Zweck gegründet, damit durch sie allen Menschen das Heil gebracht werde.

Neben der biblischen Geschichte sollte die christliche Jugend auch die Hauptereignisse der Kirchengeschichte kennen lernen; denn sie ist die Fortsetzung der Geschichte des Reiches Gottes im Alten und Neuen Testament. In der Kirchengeschichte tritt uns eine fortlaufende Verherrlichung Christi entgegen. Sie ist ein Beweis für die Göttlichkeit des Christen-

tums. Alle Angriffe von außen durch ihre Feinde und alle Irrtümer im Innern, die von falschen oder irrenden Christen ausgingen, haben sie nicht zu vernichten vermocht. Sie hat sich immer weiter ausgebreitet und den Völkern zeitlichen und ewigen Segen gebracht. Erst da sind glückliche Zustände eingetreten, wo man sich unter die Leitung der Kirche stellte. In der Kirchengeschichte lernen wir ferner eine lange Reihe frommer Männer kennen, die mit Wort und Wandel Christum bekannt haben und uns zum Vorbild dienen. Freilich, es treten uns auch warnende Beispiele entgegen, die uns zeigen, wie leicht man irre geht, wenn man sich nicht mit ganzem Ernst der Leitung des Geistes Gottes hingibt. Darum verhelfen uns die Kenntnisse der Kirchengeschichte zu großem Segen.

---

2. Die Apostel.

Gesandten Jesu Christi. Unser Herr Jesus hatte sein Werk auf Erden nur gegründet. Seine Apostel sollten es weiter führen. In seinem letzten Reichsbefehl bestimmte er sie zu Boten für alle Völker. Am ersten Pfingstfeste rüstete er sie dazu aus mit seinem Geiste. Nun hatten sie Mut und Freudigkeit für ihn zu zeugen. Durch Wunder und Zeichen bewiesen sie ihre göttliche Sendung. Wohl fingen die Juden bald an sie zu hassen und zu verfolgen, aber das erhöhte nur ihren Mut. Sie waren froh für ihren Herrn leiden zu dürfen.

Der Apostel Petrus gewann 3000 Seelen mit seiner Predigt am ersten Pfingstfeste. Er blieb zuerst in Jerusalem. Später wirkte er in Lydda, Joppe und Antiochien, nach dem Jahre 50 in Kleinasien und Babylon. Von hieraus schrieb er seinen ersten Brief. Nachher kam er nach Rom und erlitt hier den Kreuzigungstod in der Christenverfolgung unter Nero.

Jakobus, ein Bruder des Johannes, war der erste, welcher den Zeugentod starb. Der König Herodes Agrippa ließ ihn im Jahre 44 enthaupten.

Jakobus der Gerechte war wahrscheinlich ein leiblicher Bruder des Herrn und wohl erst nach dessen Auferstehung an ihn gläubig geworden. Später wurde er Bischof der Gemeinde zu Jerusalem und zeichnete sich durch strenge Beobachtung des Gesetzes aus. Im Jahre 64 aber verlangte der Hohe Rat, er sollte von der Zinne des Tempels aus Christum fluchen. Als er das nicht tat, stürzte man ihn hinab. Unten konnte er noch für seine Feinde beten. Aber ein Priester erschlug ihn vollends mit einer Keule.

Paulus war nicht einer von den Zwölfen. Ihm hatte sich der Herr auf besondere Weise bei Damaskus geoffenbart und da war aus einem stolzen Pharisäer und grimmigen Christenhasser ein Knecht Jesu Christi geworden. Auf drei Missionsreisen trug er das Evangelium nach Kleinasien und Griechenland. Im Jahre 61 kam er als Gefangener nach Rom. Hier wurde er im Jahre 64 oder 67 unter Nero enthauptet. Der römische Kaiser Nero hatte Rom anzünden lassen. Nun schob er die Schuld auf die Christen und viele von ihnen wurden schrecklich mißhandelt und dann getötet.

Johannes wirkte zuerst mit Petrus zusammen in Jerusalem und Samaria. Nachdem Jerusalem im Jahre 70 zerstört worden war, ging er nach Ephesus und leitete von hier aus die Gemeinden in Kleinasien. Er wurde von hier nach der Insel Patmos verbannt, wo er die Offenbarung empfing. In seinem hohen Alter schrieb er sein Evangelium. Man nennt ihn den Apostel der Liebe. Einst fand er in einer Gemeinde einen schönen, edlen Jüngling, den er für das Christentum gewann und dem dortigen Bischof zur Pflege übergab. Aber der Jüngling ergab sich wilden Ausschweifungen und wurde schließlich das Haupt einer Räuberbande. Als nun Johannes bei einem spätern Besuche nach ihm fragte, sagte der

Bischof unter Tränen: „Er ist tot; er ist Gott abgestorben." Da eilte der Apostel in das Gebirge, ließ sich von den Räubern gefangen nehmen und verlangte, zu ihrem Hauptmann geführt zu werden. Als dieser aber den ehrwürdigen Apostel herankommen sah, ergriff er vor Beschämung die Flucht. Johannes aber eilte ihm nach und rief: „Warum fliehst du, mein Sohn? Christus hat mich zu dir gesandt." Da brach der Jüngling in Tränen aus und ließ sich willig zurückführen. Im Jahre 99 oder 100 ist dann der Apostel gestorben.

Die Gehilfen der Apostel setzten ihr Werk fort. Barnabas, Silas, Lukas, Timotheus und Titus waren Begleiter des Apostels Pauli. Lukas schrieb das 3. Evangelium und die Apostelgeschichte. Den Timotheus setzte Paulus in Ephesus als Bischof ein, den Titus auf Kreta. Markus diente Paulus und Petrus. Neben diesen gab es viele andere Mitarbeiter.

Die Heidenwelt war reif für das Evangelium, darum ging dessen Lauf so schnell. Aeußerlich herrschte Frieden und so konnten Christi Boten ungehindert reisen. Viele Heiden waren an ihren Göttern irre geworden und die überall wohnenden Juden hatten durch ihre Gottesdienste viel Licht verbreitet. Viele Heiden, besonders vornehme Frauen besuchten regelmäßig die Synagoge. Diese bekehrten sich meistens und dann ging es rasch weiter.

---

3. Wandel der Christen.

Eine große Veränderung ging mit denen vor, welche dem Heidentum entsagten und Christen wurden. Die Heiden knieten vor toten Götzen; die Christen beten Gott an im Geist und in der Wahrheit. Die Heiden dienten sich selbst; ihr Leben war eine Jagd nach Vergnügungen; die gebildeten Römer sahen mit Behagen im Theater zu, wie Menschen von wilden Tieren zerrissen wurden; ihre Sklaven behandelten sie sehr grausam; für Arme und Kranke, für kleine Kinder und Witwen hatten sie kein Mitleid. Die Christen blieben von den Theatern weg

und der Dienst an Leidenden und Armen war ihre Lust. Sie gingen still und demütig ihren Weg und liebten sogar ihre Feinde.

Die Gemeinden hatten eine einfache Ordnung. An der Spitze standen Bischöfe und Aelteste, die da predigten und lehrten. Neben ihnen sorgten Diakonen für die Armen. Diakonissen pflegten die Kranken. Alle aber hielt ein heiliges Band der Liebe verbunden, so daß die Heiden oft erstaunt ausriefen: „Sehet, wie sie sich untereinander lieben!"

Die Versammlungen hielt man bald allgemein am Sonntag ab, weil der Herr an diesem Tage auferstanden war. An diesem Tage betete man stehend, an den andern Tagen meistens knieend. Die Christen kamen in Privathäusern zusammen, in Zeiten der Verfolgung auch zur Nachtzeit in Höhlen und Wäldern. In den Versammlungen wurde die heilige Schrift erklärt, gesungen und gebetet. Sehr oft feierte man das heilige Abendmahl. Vor demselben hielt man noch ein sogenanntes Liebesmahl, zu welchem jeder von daheim etwas mitbrachte. Da aß denn der Reiche vom Brote des Armen und der arme Sklave genoß die Speise des reichen Bruders. Dabei unterhielten sie sich über heilige Dinge.

Die Taufe erteilte man nur solchen, die eine innere Veränderung erfahren hatten. Wandelte jemand unwürdig seinem Bekenntnisse, so übte die Gemeinde ernste Zucht. Offene Sünder und solche, die in der Verfolgung Christum verleugneten, wurden ganz aus der Gemeinde ausgeschlossen.

Als christliche Feste feierte man bald das Epiphanienfest als Fest der Heiden und der Taufe Christi, dann das Auferstehungsfest, Ostern und das Pfingstfest. Das Weihnachtsfest kam erst später auf.

Das Gebet war den ersten Christen besonders wichtig. Sie nannten es das Atemholen des inneren Menschen, die Seele des Christenlebens und die Mauer des Glaubens. Be-

sonders beteten sie morgens und abends und wenn sie sich an den Tisch setzten. So gingen sie ernst und doch froh dahin, weil sie Frieden im Herzen hatten und ihr Leben Gott weihten.

---

4. Verfolgungen.

Ursachen. Die Juden waren den Christen von Anfang an feindlich gesinnt. Als nun die Zahl der Christen in allen Ländern wuchs, da begannen auch die Heiden sie zu hassen. Der reine Lebenswandel der Christen verurteilt das böse Treiben der Heiden und so erdichteten diese allerlei schlimme Dinge über sie; sagten sie trieben schändliche Laster in ihren Versammlungen u. s. w. Weil die Christen keine Götzen anbeteten, so erklärten die Heiden sie für Menschen, die keine Religion hätten. Besonders die Priester klagten die Christen an, daß sie den Zorn der Götter erregten. Bei einem Erdbeben, oder einer Hungersnot, oder wenn in Egypten der Nil die Felder nicht genügend überschwemmte, dann hieß es: „Daran sind die Christen schuld. Zu den Löwen mit den Christen!“ Die Gebildeten sahen im Christentum einen gefährlichen Aberglauben, der Todesstrafe verdiene. Die Kaiser meinten, die christliche Religion werde die Einheit des Reiches zerstören und verfolgten deshalb die Christen, besonders da sich viele weigerten, Kriegsdienste zu tun. Bald verlangten auch die Kaiser, ein jeder solle sie göttlich verehren und ihnen Weihrauch streuen, und als die Christen das nicht taten, so wurden sie verfolgt.

Hauptverfolgungen. Der römische Kaiser Nero war der erste, der die Christen verfolgte. Domitian 81—96 hörte, in Palästina seien noch leibliche Verwandte Jesu. Diese ließ er zu sich kommen. Als er aber die Schwielen in ihren Händen sah, die von harter Arbeit zeugten, da entließ er sie mit Verachtung, indem er meinte, von solchen Leuten brauche er für seine Krone nichts zu fürchten. Trotzdem ließ er die Christen

verfolgen. Trajan 98—117 bestimmte, daß es ein Staatsverbrechen sein solle, ein Christ zu sein. Markus Aurelius 161—180 verfügte, daß ein jeder, der einen Christen anzeige, einen Teil von dessen Vermögen erhalten solle. Decius 240—51 verhängte eine schwere Verfolgung über die Christen. Besonders die Lehrer sollten ergriffen werden. Die schwerste Verfolgung kam dann unter Diokletian 284—305. Er verlangte sogar, daß alle Bibeln ausgeliefert werden sollten. Er ließ die Kirchen niederreißen und ganze Ortschaften anzünden und die Christen verbrennen.

Der Bekenntnismut der Christen war groß. Die Heiden marterten sie entsetzlich; peinigten sie auf glühendem Stuhl; ließen sie in Bergwerken arbeiten und umkommen; warfen sie den wilden Tieren vor, oder verbrannten sie auf einem Holzstoß. Einige verleugneten ihren Herrn; die meisten aber blieben standhaft, sogar Kinder und schwache Mädchen und Frauen. Auf viele Heiden machte das einen tiefen Eindruck, besonders, wenn manche Christen noch sterbend für ihre Feinde beteten. Auf dem Richtplatz bekehrten sich manche und das Blut der Märtyrer wurde der Same der Kirche.

---

5. Märtyrer.

Ignatius war einer von den vielen, welche für ihren Christenglauben den Tod erlitten und darum Märtyrer, d. h. Blutzeugen hießen. Er war Bischof zu Antiochien und ein Schüler des Apostels Johannes gewesen. Als der Kaiser Trajan auf seinen Reisen auch nach Antiochien kam, wurde Ignatius vor ihn geführt. „Wer bist du, böser Christ, daß du es wagst, meinem Gebote zu trotzen?" herrschte ihn der Kaiser an. Ignatius aber redete frei und offen von Christo seinem gekreuzigten Herrn, den er im Herzen trage. Da befahl der Kaiser, daß er nach Rom gebracht und dort den wilden Tie-

ren vorgeworfen werden solle. Getrosten Mutes bestand der Greis die beschwerliche Reise. „Ich bin Christi Weizenkorn," sagte er, „ich muß von den Zähnen der wilden Tiere zermahlen werden, um als ein reines Brot erfunden zu werden.". Im Theater schaute er nicht nach den wilden Bestien, sondern blickte betend gen Himmel, bis ihn die Tiere zerrissen. Das geschah im Jahre 107.

Polykarpus, auch ein Schüler des Apostels Johannes, war Bischof zu Smyrna. Als hier unter Mark Aurel eine große Christenverfolgung wütete, schrie das Volk auch nach dem greisen Bischof. Man fand ihn endlich in einem Landhause, wohin ihn wohlmeinende Freunde in Sicherheit gebracht hatten. Ruhig und heiter ließ er seinen Häschern Speise und Trank reichen und, während sie aßen, erquickte er sich im Gebet. Auf dem Wege zum Richtplatz nahmen ihn kaiserliche Beamte in ihren Wagen und ermahnten ihn, doch seinen Glauben zu verleugnen, um sein Leben zu retten. Als er nicht auf sie hörte, warfen sie ihn aus dem Wagen hinaus, so daß er sich sehr verletzte. Auch der Statthalter rief ihm zu: „Fluche Christum, und ich lasse dich los!" Aber der Bischof sagte: „Sechsundachtzig Jahre habe ich meinem Herrn schon gedient; wie könnte ich meinem König fluchen, der mich erlöst hat!" Weder durch den Hinweis auf die wilden Tiere, noch auf das Feuer, wurde er erschüttert, und wütend verlangte das Volk seinen Tod. Man stellte ihn auf den Scheiterhaufen, um ihn zu verbrennen. Polykarpus aber betete: „Ich danke dir Gott, daß du mich heute teil nehmen lässest an der Zahl deiner Zeugen und dem Kelche deines Christus." Als ihn die Flamme nicht sofort erreichte, trat der Henker hinzu und erstach ihn. 167.

In **Vienne** und **Lyon,** im südlichen Frankreich, führte man den 90jährigen Bischof Ponthinus vor den Staathalter. Dieser fragte ihn, wer der Gott der Christen sei. Da antwortete ihm der Greis: „Wenn du es würdig bist, wirst du es erfahren." Ohne weiteres schleppte man ihn an den Füßen

in den Kerker, wo er kaum noch atmete und nach zwei Tagen starb. Eine christliche Sklavin, Blandina, wurde hier grausam gemartert. Sie sollte eingestehen, daß es wahr sei, was die Heiden über die Christen sagten, daß diese in ihren Versammlungen das Fleisch kleiner Kinder äßen und andere böse Dinge trieben. Aber sie bekannte nur: „Ich bin eine Christin und unter uns wird nichts Böses begangen." Man röstete sie auf einem glühenden Stuhle, aber sie blieb standhaft. Schließlich wurde sie in einem Netz einem Stier vorgeworfen, der ihr mit seinen Hörnern den Tod gab.

Perpetua war die Tochter eines vornehmen Mannes in Karthago. Wegen ihrer Gemeinschaft mit den Christen wurde sie gefangen gesetzt und erst im Kerker getauft. Ihren Säugling entriß man ihr; aber sie blieb standhaft. Ihr Vater kam, fiel ihr zu Füßen und beschwor sie mit heißen Tränen, doch Mitleid zu haben mit seinen grauen Haaren und ihren Glauben zu verleugnen. Als sie aber unerschütterlich blieb, wurde sie einer wilden Kuh vorgeworfen, welche sie tötete. 200.

Pionius war ein Presbyter in Smyrna. In der Verfolgung unter Decius wurde auch er ergriffen und vor den Statthalter geführt, wo er den Göttern opfern sollte. Am Altare stand ein Bischof, der Christo abgesagt und geopfert hatte. Aber Pionius verteidigte seinen Glauben mit solcher Gewandtheit, daß ihm die Menge zurief: „Pionius, du bist würdig zu leben, und das Leben ist schön, laß dich überreden und opfere den Göttern!" Als er nicht folgte, nagelte man ihn an einen Pfahl, um ihn zu verbrennen. Der Statthalter sagte, die Nägel könnten noch herausgezogen werden, wenn er seinen Sinn andere. Aber Pionius erwiderte: „Ich habe sie gefühlt," und ging freudig in den Tod.

---

6. Bedeutende Lehrer.

Justinus. Unter denjenigen Männern, die in dieser Zeit in besonderer Weise der Kirche zum Segen wurden, in Schriften das Christentum verteidigten und als Lehrer und Bischöfe über Lehre und Wandel in der Gemeinde wachten, nimmt Justin eine hervorragende Stellung ein. Er wurde zu Sichem geboren und hatte in seiner Kindheit Gelegenheit, den Glaubensmut der Christen zu bewundern, mit dem sie die Grausamkeiten ertrugen, die ihnen hier von den Juden zugefügt wurden, welche sich gegen den römischen Kaiser erhoben hatten und namentlich gegen die Christen wüteten. Später ging er zu verschiedenen Lehrern, um Philosophie zu studieren, aber sie befriedigten ihn nicht. Er dürstete eben nach Frieden mit Gott und den kann keine Wissenschaft geben. Auf einsamen Gängen am Meeresstrand traf ihn einmal ein alter Greis und wies ihn zu Christus. Justinus las nun die heiligen Schriften und bekehrte sich zum Herrn. Er wurde nun Lehrer der Christen und schrieb mehrere Schriften, in denen er den Heiden zeigte, wie ungerecht sie seien, wenn sie die Christen verfolgten. Man nennt ihn den Christen im Philosophenmantel. Freudig ging er unter Mark Aurel 163 für seinen Glauben in den Tod.

Tertullian war ein sehr ernster und begabter Bischof zu Karthago. In seiner Jugend hatte er recht zügellos gelebt und sich später zum Rechtsgelehrten herangebildet. Nach seiner Bekehrung, wurde er bald zum Bischof gewählt. Damals herrschte eine Zeit der Ruhe und es gab viele Namenchristen. Andere ließen sich in sündliche Vergnügungen ziehen, gingen ins Theater und den Zirkus, dienten der Mode und hingen ihr Herz an schöne Kleidung und üppige Lebensweise. Sehr ernst trat Tertullian gegen sie auf. Er wies sie darauf hin, daß jeden Tag eine Verfolgung ausbrechen könne und ob sie dann bereit sein würden, den Hals auf den Block zu legen, den sie jetzt mit Perlen schmückten. In der Kirchenzucht war er sehr

streng. Er wollte keinen mehr aufnehmen, den er einmal ausgeschlossen hatte. Den Heiden zeigte er in mehreren Schriften, daß das Christentum ihnen dasjenige biete, wonach sie sich in ihrem Herzen sehnten und daß sie erst bei Christum wirkliches Behagen finden könnten. Er hielt den Kriegsdienst entschieden für unrecht und trat gegen die Kindertaufe auf, die damals aufkam. Nach sehr gesegneter Wirksamkeit starb er im Jahre 220.

Cyprian war auch ein bedeutender Bischof von Karthago. Vor seiner Bekehrung war er Lehrer der Beredsamkeit gewesen. Nachdem er Christ geworden war, schenkte er alle seine Reichtümer den Armen, um nur Christo zu dienen. Bald wählte ihn die Gemeinde zum Bischof und als dann die schwere Verfolgung unter Decius ausbrach, bewies er sich als ein Mann voll Glauben und Treue auf seinem Posten. Viele Glieder seiner Gemeinde fielen von Christo ab. Da schloß sie Cyprian aus der Gemeinde aus. Unermüdlich widmete er sich den Armen und Kranken. Schließlich wurde auch er ergriffen und sofort zum Tode geführt, als er sich weigerte, den Göttern zu opfern. Viele folgten ihm auf seinem Todeswege und riefen: „Wir wollen mit unserm Bischof sterben.“ Er wurde mit dem

Origenes in Alexandrien zeigte schon in seiner Kindheit große Frömmigkeit. Nachts küßte sein Vater oft seine Brust als den Tempel des heiligen Geistes. Als sein Vater Leonidas auch ins Gefängnis geworfen wurde, da wollte Origenes mit ihm für Christum sterben. Seine Mutter konnte ihn nur dadurch zurückhalten, daß sie ihm seine Kleider versteckte. Leonidas wurde hingerichtet und ließ eine große Familie in Armut zurück. Bald jedoch konnte Origenes für sie sorgen, indem er Lehrer an der christlichen Hochschule wurde, die in Alexandrien blühte. Von allen Seiten kamen Schüler zu ihm. Er schrieb viele Bücher, von denen einige noch erhalten sind. Der Neid seines Bischofs vertrieb ihn aus Aegypten. Er ging nach Cäsarea in Palästina und auch hier bekam er viele Schüler.

Sogar mit einer römischen Kaiserin hatte er einen Briefwechsel über die Lehren des Christentums. In der Verfolgung unter Decius wurde er grausam gefoltert. An den Folgen davon starb er 254.

---

7. Konstantin der Große.

Seine Siege. Diokletian hatte noch einen Nebenkaiser angenommen, der den Westen des römischen Reiches regierte. Als solcher bestieg Konstantin der Große 306 den Thron. Schon sein Vater hatte die Christen nicht verfolgt, weil er meinte, daß Menschen, die Gott treu wären, auch ihrem Kaiser treu sein würden. Während im Osten der Nachfolger Diokletians, Galerius, die Christen noch entsetzlich verfolgte, hatten sie im Westen Ruhe. Aber gegen Konstantin empörte sich sein Nebenkaiser und so kam es zwischen ihnen zu einer entscheidenden Schlacht, dicht bei Rom. Vor derselben soll Konstantin am späten Nachmittag das Kreuzeszeichen am Himmel über der Sonne erschienen sein, mit der Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen.“ Ebenso erzählte er, daß ihm in der folgenden Nacht im Traum Christus erschienen sei und ihm geboten habe, das Kreuz zu seinem Feldzeichen zu machen. Unter der Kreuzesfahne erfocht er einen vollständigen Sieg. 312. Nun gewährte er den Christen Duldung. Im Morgenland bestieg Licinius den Thron als ein grimmiger Christenhasser. Konstantin besiegte ihn und wurde damit Alleinherrscher des römischen Reiches.

Nun erhob er das Christentum zur Staatsreligion 323. Die wichtigsten Aemter wurden mit Christen besetzt; die kaiserlichen Prinzen wurden von Bischöfen erzogen. Ja, die Bischöfe wurden mit Ehren überhäuft. Sie bekamen die Einkünfte und Vorrechte der heidnischen Priester. Viele Kirchen erbaute der Kaiser auf eigene Kosten. Ebenso ließ

er 50 Bibeln abschreiben und an Kirchen verteilen. Das war ein kaiserliches Geschenk. Seine Mutter Helene reiste nach Jerusalem und erbaute über dem angeblichen Grabe Christi eine Kirche. Um nicht in dem heidnischen Rom wohnen zu müssen, erbaute der Kaiser eine neue Stadt, Konstantinopel. Somit trat durch ihn ein großer Umschwung ein. Das Heidentum sank rasch dahin und christliche Ideen bürgerten sich überall ein.

Das Konzil zu Nicäa war eine Versammlung von Bischöfen, die auf Wunsch des Kaisers im Jahre 325 zusammen trat, um eine wichtige kirchliche Frage zu entscheiden. Arius, ein Presbyter zu Alexandrien, war nämlich mit der Lehre aufgetreten, Christus sei ein Geschöpf des Vaters und ihm nur wesensähnlich. Die ehrwürdigen Bischöfe, von denen viele die Spuren der ausgestandenen Verfolgungen an sich trugen, verwarfen seine Lehre und setzten fest: Christus ist wahrhaftiger Gott, geboren, nicht erschaffen, und daher gleichen Wesens mit dem Vater.

Konstantin starb 337. Erst auf dem Totenbett ließ er sich vom Bischof Eusebius taufen. Er hatte gemeint, die Sünden nach der Taufe seien schwerer als die vorherigen. Nach der Taufe wollte er seinen Purpurmantel nicht mehr anlegen. Sein Leben hat große Flecken, da er seine Leidenschaften nur schlecht zu beherrschen vermochte; er zeigte aber auch, daß es ihm mit dem Christentum wirklich ernst war.

---

8. Kirchenväter.

Chrysostomus. Die bedeutendsten Bischöfe der alten Kirche tragen den Namen Kirchenväter. Unter ihnen ist Chrysostomus besonders verehrungswürdig. Er wurde in Antiochien geboren. Seine fromme Mutter, Anthusa, führte ihn in seiner zarten Kindheit schon zum Herrn. Später ließ

sie ihn wohl heidnischen Schulen beziehen, betete aber fleißig für ihn. Und Johannes, so hieß er, verlor sich nicht in bloßem Studium, sondern wurde als Jüngling schon ein wahrer Christ. Die Gemeinde berief ihn zum Predigtamt und da zeigte er bald solche Rednergabe, daß man ihn Chrysostomus hieß, d. h. Goldmund. Infolge seiner Beredsamkeit wurde er zum Bischoft von Konstantinopel berufen. Hier herrschten Konstantinus' Nachkommen. Einer derselben, Julian, hatte noch einmal versucht, das Heidentum empor zu bringen. Aber er war bald in einem Kriege gegen die Perser umgekommen. 363. Als Chrysostomus sein Bischofsamt antrat, bekannte sich der Kaiser wohl äußerlich zum Christentum, aber am Hofe herrschte große Ueppigkeit und heidnisches Leben, besonders die Kaiserin war sehr prunksüchtig. Chrysostomus rügte sehr ernst die Sünden des Hofes und drang auf ein heiliges Leben. Sogar gegen Kriegsdienst und Eid trat er auf. Das zog ihm den Haß der Vornehmen zu, besonders die Kaiserin drang auf seine Vertreibung. Auch einige neidische Bischöfe gönnten ihm seine hohe Stellung nicht. So mußte er schließlich in die Verbannung gehen. 407 starb er im Kaukasus mit den Worten: „Gelobt sei Gott für alles!“

Ambrosius war ein kaiserlicher Statthalter zu Mailand als dort der Bischof starb und das Volk sich in der Kirche zur Wahl eines neuen versammelte. Er ging auch hin, um Ordnung zu halten. Da rief plötzlich ein Kind: „Ambrosius soll Bischof sein!“ und begeistert fiel die Menge in den Ruf ein und drängte sich um ihn, ihn als Hirten zu begrüßen. Erstaunt erklärte er, daß er wohl im Herzen ein Christ, sonst aber noch nicht getauft sei. Aber es half nichts; von allen Seiten bestürmte man ihn, das Amt anzunehmen. So schloß er sich denn der Kirche an und waltete sodann seines Amtes mit großem Eifer. Sogar einen Teil der Nacht verwandte er zum Studium der heiligen Schrift. Statt der goldenen Abendmahlsgeräte nahm er einfache und kaufte für den Erlös

Gefangene los. Sein eigenes Vermögen schenkte er den Armen. In der Kirchenzucht war er streng. Sogar den Kaiser Theodosius zwang er, öffentlich Buße zu tun. Somit wurde seine Wirksamkeit dem ganzen Abendland zum großen Segen. Er starb 397.

Augustinus war der bedeutendste Kirchenlehrer der alten Kirche. Er wurde 354 zu Tagaste in Nordafrika geboren. Seine Mutter, Monika, war sehr fromm und weihte ihn von früher Jugend auf unter heißen Gebeten dem Herrn. Sein Vater dagegen war ein Heide und hatte für ihn nur irdische Pläne. Da Augustinus gute Anlagen zeigte, so ließ er ihn tüchtige Schulen besuchen. In seinem siebzehnten Jahre kam er auf die Hochschule zu Karthago, machte in den Wissenschaften auch glänzende Fortschritte, aber mit seinem sittlichen Leben war es schlecht bestellt. Er fiel in tiefe Sünden und Laster. Seine fromme Mutter grämte sich darüber tief und wollte schier verzagen. Ihr Bischof tröstete sie jedoch und meinte, ein Sohn so vieler Tränen könne nicht verloren gehen. Augustinus sah auch ein, daß es so nicht weiter gehen könne, ließ sich aber in manichäische Irrtümer ziehen, anstatt zu Christo zu gehen. Um als Lehrer der Beredsamkeit noch mehr Geld und Ruhm zu gewinnen, ging er gegen die Bitten seiner Mutter nach Rom und von hier nach Mailand. Dort zog ihn die Beredsamkeit des Ambrosius an und er hörte ihn oft. Endlich schlug auch seine Gnadenstunde. In der Einsamkeit des Gartens betend, hörte er eine Kinderstimme rufen: „Nimm und lies.“ Er öffnete die Bibel und fand die Stelle Röm. 13, 13. 14. Das zeigte ihm den Weg, den er zu gehen hatte, um von der Knechtschaft der Sünde frei zu werden. Er kehrte nun nach Afrika zurück und wurde nach einigen Jahren stiller Zurückgezogenheit von der Gemeinde zu Hippo in den Dienst der Kirche gewählt. Er führte sein Bischofsamt mit großer Treue. Als der britische Mönch Pelagius die Lehre vortrug, daß der Mensch ohne Sünde geboren werde und daß Christus nicht unser Erlöser,

sondern nur unser Vorbild sei, da trat ihm Augustinus kräftig entgegen. Doch haftete er auch an einigen Irrtümern. So meinte er, daß alle ungetauften Kinder verloren gingen, darum forderte er die Kindertaufe. Er starb 430, als die Sadt von den Vandalen belagert wurde.

II. Die Zeit des Mittelalters.

---

9. Irrtümer.

In der Lehre. Mit dem äußern Umschwung in der Stellung der Kirche trat leider auch ein innerer ein. Anstatt auf innere Erfahrungen der Gnade Gottes zu dringen, legte man zu großes Gewicht auf äußere Bekentnisse und stritt auf großen Kirchenversammlungen in lieblosester Weise und sogar mit der Faust über wichtige theologische Fragen, z. B., ob Christus zwei Willen gehabt habe oder nicht u. s. w. Das Schlimmste aber war, daß die Beschlüsse solcher Synoden Staatsgesetze wurden, so daß jeder ein Verbrecher war, der sie nicht für richtig anerkannte. Der Gottesdienst wurde äußerlich aufgeputzt; man zündete Lichter an; verbrannte Weihrauch; hing Bilder von Christus und der Jungfrau Maria an den Wänden und Säulen auf und betete vor denselben und bald zu ihnen, sodaß ein neues Heidentum in der Kirche entstand. Die Kindertaufe wurde eingeführt, indem man lehrte, sie sei die Wiedergeburt.

Die Bischöfe blieben nicht, was sie sein sollten, Hirten der Gemeinden und auch Brüder in denselben, sondern

wurden bald in einer Weise verehrt, die sie zu einem besondern Stand heranbildete. In ihrem eignen Kreis kam es zu Unterschieden und Rangstufen, so daß immer einer über dem andern stand. Die Presbyter und Diakonen wurden bald nur ihre Diener, nicht Mitarbeiter. Die Frage kam nun auf, wer von den Bischöfen der erste sein und die Herrschaft über alle andern ausüben sollte. Im Abendland sah man den Bischof von Rom für den vornehmsten an und hieß ihn bald Papst, d. h. Papa. Im Morgenland beanspruchten die Bischöfe von Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem u. s. w. die erste Stellung und nannten sich Patriarchen. Ihre Streitigkeiten untereinander zeigten, daß ihnen oft Ruhm und Gewinn die Hauptsache waren, und nicht die Sorge für das geistliche Wohl ihrer Gemeinden.

Das sittliche Leben der Christen wurde nun auch bald ganz weltförmig. Man ging wohl in die Kirche, daneben aber auch ins Theater, in den Zirkus und nahm an allen früheren heidnischen Belustigungen teil. Lügen, Betrügen und schlimme Laster fanden sich unter denen, die äußerlich Christen hießen. Man übte keine Gemeindezucht mehr und so gab es bei vielen nur ein Namenchristentum.

Das Mönchtum. Um den Verfolgungen zu entgehen, flüchtete 250 ein christlicher Jüngling, Paulus, zu Theben in Egypten in die Wüste und blieb dort in der Einsamkeit wohnen bis an seinen Tod. Bald folgten andere und meinten, so ein abgeschlossenes Leben sei ein besserer Gottesdienst als die Berufsarbeit daheim im Kreis der Familie. Ein gewisser Antonius baute ums Jahr 270 eine Mauer um eine Anzahl von Wohnungen solcher Einsiedler. Das hieß man ein Kloster und die Insassen Mönche. Bald gab es in Aegypten, Syrien u. s. w. Hunderte solcher Klöster. Viele meinten es ja gut. Die meisten wollten sich jedoch auf diese Weise die Seligkeit verdienen.

10. Priscillian und Claudius von Turin.

Priscillian. Es war ein Beweis von der Göttlichkeit des Christentums, daß den genannten Irrtümern fromme und entschiedene Männer entgegentraten, welche sich bemühten, die Einfalt und Glaubenstreue der Urgemeinde festzuhalten. Unter diesen merken wir uns besonders einen vornehmen und reichen, aber frommen und eifrigen Laien, Namens Priscillian in Spanien im vierten Jahrhundert. Er hielt in seinem Hause Versammlungen ab, die vielen zum Segen wurden, so daß ihn viele als ihren geistlichen Führer ansahen. Er und seine Anhänger wollten dem Herrn dienen wie die ersten Christen; sie eiferten gegen die Herrschaft der Bischöfe, den Mangel an Kirchenzucht und das weltliche Treiben der Christen. Sie betonten, daß die Taufe auf das persönliche Glaubensbekenntnis zu erteilen sei, und daß der heilige Geist auch bei der Gemeinde wohne und nicht bloß bei der Geistlichkeit. Sie forderten und übten ein heiliges Leben. Bald aber mußten sie viel Trübsal leiden. Man verleumdete sie, als seien sie schlimme Sünder und Irrlehrer. Ja, der dortige Bischof verklagte sie beim römischen Kaiser und dieser genehmigte ihre Bestrafung durch den Tod. Im Jahre 385 wurde Priscillian zu Trier hingerichtet. Es ist dieses der erste Fall, daß die Kirche solche tötete, welche von den allgemein angenommenen Lehren und Einrichtungen abwichen. Viele Bischöfe waren sehr entrüstet über diesen Vorgang und nannten ihn eine Schmach der Kirche. Bald jedoch war ihr Protest vergessen. Anhänger des Priscillian hielten sich noch mehrere Jahrhunderte.

Claudius von Turin lebte im neunten Jahrhundert. In jenem Teil Italiens hatte der römische Bischof wenig Einfluß und so durfte sich hier ein reineres Gemeindeleben entfalten. Claudius trat gegen eine Reihe von Irrtümern auf, die allgemein geübt wurden. Ueber die abergläubische Verehrung des

Kreuzes sagte er, daß, wenn wir das Kreuz anbeten sollten, so müssen wir auch die Krippe verehren, weil Christus darin gelegen, und den Esel, weil er darauf geritten hat. Gegen die Ansprüche des römischen Bischofs sagte er: „Nicht der ist apostolisch, der äußerlich auf der Apostel Stuhl sitzt, sondern der ihnen nachfolgt in einem apostolischen Wandel.“ Ebenso entschieden zeugte er gegen die abergläubische Verehrung der Gebeine der Heiligen, d. h. der Märtyrer und anderer besonders frommer Christen. Er starb 839.

Kleine Kreise und größere Richtungen finden wir neben solchen besonders hervorragenden Männern in diesen Jahrhunderten, welche sich von der allgemeinen Kirche sonderten und ein einfaches Gemeindeleben pflegten ohne Prunk und Pracht. In Nordafrika, in Mesopotamien, in Bulgarien wußten sie sich zu bauen und stille ihres Glaubens zu leben. Besonders aber in den Gebirgen westlich von Turin blieben viele einfache Christen den Lehren des Bischofs Claudius treu und trugen sie weiter nach dem südlichen Frankreich.

---

11. Der Islam.

Muhammed. Als Zuchtrute der Kirche ließ der Herr im siebenten Jahrhundert den Islam erstehen. Sein Stifter war Muhammed, geboren zu Mekka im südlichen Arabien. Er war in seinen jüngeren Jahren Kaufmann, und lernte auf weiten Reisen die verschiedenen Religionen des Morgenlandes kennen. Längere Zeit lebte er dann in einer Höhle und trat als 40jähriger Mann plötzlich mit der Ankündigung auf, der Engel Gabriel sei ihm erschienen und habe ihm geboten, eine neue Religion zu stiften, deren Hauptsatz lauten solle: Allah ist Gott und Muhammed sein Prophet. Anfangs glaubten nur seine Frau an ihn und sein Neffe, ja die Bürger von Mekka vertrieben ihn. Aber durch seine hinreißende Beredsamkeit

wußte er Anhänger zu gewinnen und sie sogar zum Kampf für ihn zu begeistern. Er schlug seine Feinde und eroberte in wenigen Jahren ganz Arabien. Er machte große Pläne, die umliegenden Länder zu besiegen, als ihn der Tod ereilte 632. Eine Jüdin soll ihm vergiftetes Fleisch vorgesetzt haben, um zu sehen, ob er auch ein sterblicher Mensch sei.

Seine Lehre ist ein wunderliches Gemisch von heidnischen, jüdischen und christlichen Ideen. Von einer Dreieinigkeit Gottes will er nichts wissen. Moses und Christus sind große Propheten, aber er ist der größte. Er verwirft alle Götzenbilder, auch die Bilder der Christen in den Kirchen. Seine Anhänger dürfen kein Schweinefleisch essen und keinen Wein trinken, dagegen erlaubte er ihnen die Vielweiberei. Er selbst hatte 17 Frauen. Ueberhaupt war sein Leben eines göttlichen Gesandten sehr unwürdig. Trotzdem log er seinen Anhängern vor, alle seine Lehren durch göttliche Offenbarung empfangen zu haben. Er legte besonders Gewicht auf das Gebet. Fünfmal soll der Muhammedaner des Tages beten, mit dem Kopf nach Mekka gewendet. Almosengeben und Fasten ist auch sehr verdienstlich. Aber die höchste Seligkeit erlangt man, wenn man in der Schlacht die Feinde tötet und für seinen Glauben stirbt. Der Tod, sagt er, sei jedem ohnehin zu einer gewissen Zeit bestimmt, ob man in der Schlacht sei oder daheim bei Freunden. Seine Aussprüche wurden in einem Buche gesammelt, dem Koran, das die Muhammedaner so heilig halten, wie wir die Bibel. Auf eine Erneuerung des Herzens dringt der Islam, so heißt das Lehrsystem Muhammeds, nicht; Sünde und Gnade kennt er nicht; für die Not des Lebens hat er keinen Trost. Die ganze Religion geht ihm in äußeren Zeremonien auf.

Die Ausbreitung des Islam vollzog sich schnell. Muhammeds Nachfolger, die Khalifen, besiegten in wenigen Jahren Persien, Spanien, Palästina, Kleinasien, Aegypten und Nordafrika. Ueberall schlugen sie die **Kreuze** von den Kirchen

herunter und pflanzten den Halbmond auf. Viele Christen blieben ihrem Glauben treu unter schweren Bedrückungen. Die meisten verleugneten ihn. Die einst blühenden Gemeinden in Kleinasien z. B. und Nordafrika hatten ihr Salz verloren, und nun wurde ihr Leuchter umgestoßen. Im nächsten Jahrhundert setzten die Khalifen sogar nach Spanien über und drangen in Frankreich ein. Hier aber wurden sie 732 zurückgeschlagen.

---

12. Das Christentum in Deutschland.

Erste Anfänge. Schon zur Zeit der Römerherrschaft waren im westlichen und südlichen Deutschland blühende Christengemeinden entstanden, besonders auch durch christliche Soldaten im römischen Militär. Die meisten von diesen gingen in den Stürmen der Völkerwanderung wieder unter. Diese Bewegung begann mit dem Einbruch der Hunnen, einem wilden Volksstamm aus dem Innern Asiens, in dem Osten Europas im Jahre 375. Die deutschen Stämme wurden durcheinandergeworfen und dadurch manche Einrichtungen zerstört. Im jetzigen südlichen Rußland wohnten vor der Völkerwanderung die Goten. Unter ihnen wirkte Ulfilas als Missionar und Bischof mit großem Erfolg.

Die ersten Missionare im eigentlichen Deutschland kamen von England. Dorthin war das Christentum schon im ersten Jahrhundert gekommen, dann aber durch den Einbruch der heidnischen, deutschen Stämme, die Angeln und Sachsen, wieder vernichtet worden. Nun sandte Papst Gregor der Große i. J. 590 Missionare nach England. Diese wirkten dort mit großem Erfolg, so daß in kurzer Zeit das ganze Land christlich wurde; ja es entstand ein reger Missionssinn. Im Jahre 600 kam Columban, ein irischer Mönch, mit 12 Gefährten nach dem südlichen Deutschland. Sein Schüler Gallus gründete in der Schweiz das nachher berühmte Kloster St. Gallen. In

Thüringen und Baiern wirkten Emmeran und Kilian. Letzterer wurde von der Herzogin Geilane getötet.

Unter den Friesen wirkte besonders Willibrord aus England mit 11 Gehilfen. Der König Radbod verfolgte sie anfangs und erschlug sogar einen. Das nötigte die andern zur Flucht. Aber bald kehrten sie zurück und nun machte ihre Predigt Eindruck. Utrecht wurde der Mittelpunkt ihres Wirkens. Des Winters waren sie dort still beisammen und stärkten sich durch das Studium der heiligen Schrift und Gebet. Im Sommer machten sie dann ihre Predigtreisen durch die Lande. Sogar der König ließ sich zur Taufe bewegen. Als er jedoch schon mit einem Fuß im Taufwasser stand, fragte er, wo seine Vorfahren seien, im Himmel oder in der Hölle. Als man ihm sagte, daß sie nicht im Himmel sein könnten, weil sie ja nicht an Christum geglaubt hätten, wollte er nicht getauft werden, weil er in jener Welt mit seinen Vätern zusammen zu sein wünschte.

Die beiden Ewalde, der schwarze und der weiße, predigten das Evangelium im jetzigen Westfalen unter den heidnischen Sachsen. Sie wurden von denselben ermordet, da die Sachsen sehr zäh an ihren alten Göttern hingen. Im bergischen Lande, südlich von Köln, wirkte Switbertus in großem Segen. Er starb hier 717. Zur Stütze des Christentums in diesen damals wüsten Gegenden wurden von allen diesen Missionaren Klöster gegründet.

Bonifazius, eigentlich Winfried, war der bedeutendste von allen Missionaren unter den germanischen Stämmen. Er heißt darum auch der Apostel der Deutschen. Er stammte aus vornehmem englischem Geschlecht. Zuerst wirkte er mit Willibrord in Friesland, reiste aber bald nach Rom, um sich vom Papst zu seinem Amt bestätigen zu lassen. Dadurch brachte er die deutsche Kirche in eine unheilvolle Verbindung mit Rom; denn bald mußten sich auch alle andern Missionare und auch die Klöster dem Papst unterwerfen. Bonifazius wirkte besonders eifrig





im heidnischen Hessen. Dort stand bei Geismar eine uralte Eiche, die dem Gott des Donners, Thor, geheiligt war. Wer sie anrührte, sollte sterben. Er erbot sich dieselbe umzuhauen, ohne daß ihm etwas geschehe. In Scharen strömte das Volk zusammen. Bald war der Baum gefällt, und damit war hier der Bann des Heidentums gebrochen. Der Papst ernannte ihn später zum Erzbischof von Mainz, aber er zog als 75jähriger Greis noch einmal nach Friesland, wo er seine Missionslaufbahn begonnen hatte. Hier erschlugen ihn aber nach kurzem Wirken fanatische Heiden 753. Seine Begleiter wollten ihn verteidigen, aber er verbot es ihnen. Mit dem Evangelienbuch in der Hand sank er nieder.

Karl der Große, aus dem Stamm der Franken am untern Rhein, suchte alle deutschen Stämme unter seinem Szepter zu vereinigen und christliche Kultur unter ihnen zu verbreiten. Leider tat er es zu sehr mit Gewalt. So zwang er die Sachsen in einem 33jährigen Krieg zur Annahme des Christentums. Sonst war er mild, gründete viele Schulen und Klöster, ließ Gelehrte aus andern Ländern kommen und ließ Predigtsammlungen und andere Bücher schreiben. Gegen den Papst entschied er auf einer Synode, daß die Bilder gar nicht zu verehren seien. Er starb 814.

---

13. Das Papsttum.

Entstehung. Unter den römischen Bischöfen, welche den Titel „Papst" trugen, gab es natürlich auch recht fromme und tüchtige Männer, welche ihren weiten Einfluß zum Segen der Kirche ausnützten. So bewog Leo der Große, 440—461, den Hunnenkönig Attila, mit seinen wilden Raubzügen Italien zu verschonen, und Gregor der Große, 590—604, sandte Missionare nach England und gab dem Gottesdienst eine feste Ordnung. Wären die Päpste bloß Geistliche geblie-

ben, so wäre ihre Herrschaft nicht so verderblich geworden. Das eigentliche Papsttum entstand dadurch, daß sich der Papst im 8. Jahrhundert mit Land beschenken ließ und dadurch ein irdisches Reich aufrichtete. Bald gehörte ihm der größte Teil von Italien; er hatte glänzende Dienerschaften und ein fertiges Kriegsheer. In Rom bildeten sich gewissenlose Parteien, die es fertig brachten, daß liederliche Menschen den päpstlichen Thron bestiegen. Mehrere Male kam der deutsche Kaiser nach Italien, jagte den schlechten Papst fort und setzte einen neuen, bessern, ein.

Gregor der Siebente, 1073—1085, verschaffte dem Papsttum neue Achtung und hob es dann zu einer glänzenden Höhe empor. Er selbst führte ein sittenreines Leben. Er lehrte, der Apostel Petrus sei vom Herrn, Matth. 16, 18 zum Haupt der Kirche bestimmt worden. Als solcher habe er auch die römische Gemeinde gegründet und sei 25 Jahre ihr Bischof gewesen. Da seien nun die Päpste seine Nachfolger und eigentlich als die Stellvertreter Christi auf Erden anzusehen. Der Papst stehe über allen Regenten. Wie der Mond sein Licht von der Sonne erhält, so sind die Kaiser und Könige vom Papst abhängig. Er ist ihr oberster Herr und seinen Entscheidungen haben sie sich zu fügen. Alle Länder sollen ihm Abgaben zahlen, — die Peterspfennige. Der deutsche Kaiser, Heinrich IV., widersetzte sich ihm, sah sich aber genötigt, mitten im Winter nach Italien zu ziehen, um seine Gnade zu erflehen. Die Geistlichen zwang Gregor zur Ehelosigkeit und bedrohte alle diejenigen mit dem Bann, welche ihr Amt von einem andern als von ihm empfangen würden.

Die Weltherrschaft der Päpste erstieg unter Innozenz III., 1198—1216 ihren Höhepunkt. Ihm beugte sich alles. Der englische König, Johann, nahm sein Land von ihm zu Lehen. Der deutsche Kaiser hielt ihm demütig den Steigbügel, wenn er sein Roß bestieg. In allen Ländern schwärmten seine Legaten; überall sammelte man Geld für ihn. An seinem Hofe

herrschte die größte Pracht und Ueppigkeit, und von christlicher Demut, Sanftmut und Milde war wenig oder nichts zu merken.

Sein Haß gegen wahres Christentum zeigte die eigentliche, innere Natur des Papsttums. Wo sich etwas von stillem, einfach biblischem Christentum fand, da wurde es mit scharfer Waffe angegriffen und womöglich vernichtet. Weniger an Christus als an den Papst sollte man glauben. Nicht mehr Christus sollte der Mittler der Seligkeit sein, sondern vielmehr der Papst. Kein Wunder, daß die Frommen jener Zeit im Papsttum das Tier aus dem Abgrund, und das persönliche Antichristentum sehen wollten.

---

14. Die Kreuzzüge.

Grund derselben. Von jeher war den Christen das Land wichtig, wo der Herr Jesus wandelte, seine Werke der Liebe verrichtete und für die Sünden der Welt am Kreuze starb. Viele pilgerten zu den heiligen Stätten, um dort in stiller Andacht zu beten und nachzudenken. Als aber die Kirche immer mehr Gewicht auf äußere Werke legte, wurden auch die Wallfahrten nach dem heiligen Lande bald als etwas besonders Verdienstliches angesehen. Am heiligen Grabe zu beten, sollte einen Christen in der Frömmigkeit weiter bringen als ein stilles, gottesfürchtiges Leben daheim bei den Seinen. Somit wuchs die Zahl der Pilger von Jahr zu Jahr. So lange die Muhammedaner Palästina beherrschten, blieben sie im ganzen unangefochten. Nachdem aber im elften Jahrhundert die wilden Türken das heilige Land an sich gerissen, hatten die Wallfahrer viel Unbill und Gefahren zu leiden. In die Heimat zurückgekehrt, ergingen sie sich in lauten Klagen darüber, daß die heiligsten Stätten der Erde in den Händen der Ungläubigen seien und daß diese den Christen das Beten am Grabe Christi fast unmöglich machten. Einer derselben, Peter von Amiens, ein

Mönch, machte mit seinen Schilderungen einen solchen Eindruck, daß der Papst zwei Kirchenversammlungen abhielt, um darüber zu beraten, wie das heilige Land den Türken zu entreißen sei. Hier wurde das Volk von seiner Rede so hingerissen, daß es schrie: „Gott will es!“ — nämlich daß man hinziehen solle, um es mit Waffengewalt zu erobern.

Der erste Kreuzzug brach im Jahre 1096 auf. Die Teilnehmer hefteten ein rotes Kreuz auf ihre Schulter und das gab der Sache den Namen. Jedem Kreuzfahrer verhieß der Papst Sündervergebung und Seligkeit. Peter von Amiens zog schon vorher mit einem Haufen ab, aber sie kamen nur bis Kleinasien. Das eigentliche Kreuzfahrerheer langte jedoch auch erst im Sommer von 1099 vor Jerusalem an. Nach schwerem Kampf mußten sich die Türken ergeben. Tausende wurden auf beiden Seiten erschlagen. Nun wurde in Jerusalem ein christliches Königreich errichtet. Aber der erste, der hier regiern sollte, Gottfried von Bouillon, wollte da nicht eine Krone tragen, wo Christus einen Dornenkranz getragen hatte. Zum Schutze der heiligen Stadt und der kommenden Pilger, bildeten sich nun sogenannte Ritterorden, z. B. die Tempelritter, dann die Johanniter, welche die Kranken pflegten.

Weitere Kreuzzüge wurden nötig, um das Reich zu erhalten; denn die Feinde desselben lagen nicht müßig. Im Jahre 1147 kam es zu einem zweiten, 1189 zu einem dritten Kreuzzug. Im ganzen zählt man sieben. Die meisten erreichten nicht ihren Zweck. Oft waren ihre Führer nicht einig und so richteten die glänzenden Heere nichts aus. Die Türken aber gewannen ein Gebiet nach dem andern zurück, nahmen 1187 die Stadt Jerusalem wieder ein und 1291 die letzte Stadt Palästinas, Akko. Damit endigten diese Kriegsfahrten, die aus Frömmigkeit, Schwärmerei und Wanderlust hervorgegangen waren.

Die Folgen der Kreuzzüge zeigten sich in der größeren Kenntnis des Morgenlandes, dann in dem Aberglauben, mit

dem die heimgebrachten Gebeine von Heiligen und andere Reliquien verehrt wurden; am traurigsten aber darin, daß man glaubte, es sei ein Gottesdienst, Ungläubige zu töten und es sei recht, Christi Reich mit dem Schwert auszubreiten. Wie gegen die Türken, so veranstalteten die Päpste bald gegen die wahren Christen Kreuzzüge.

---

15. Das dunkle Mittelalter

nennt man die Zeit vom 10. bis zum 15. Jahrhundert. In der Kirche herrschten so viele Irrtümer, gab es so viele Mißbräuche und fanden sich so traurige Zustände, daß man von dem Bilde der Urkirche fast nichts mehr bei ihr finden konnte.

Die Bibel war nur wenigen bekannt. Die Grundsprache erlernte fast niemand mehr. Die meisten Priester konnten weder lesen noch schreiben. Sie lernten einige Stücke aus den Evangelien u. s. w. auswendig und sagten diese her. Im Gottesdienst gab es keine Predigt, sondern statt dessen Legenden der Heiligen. Er wurde überall in lateinischer Sprache gehalten, so daß das Volk nichts oder wenig davon verstand. Meistens wurde nur die Messe gelesen, bei der das Volk unbeteiligt blieb.

Die Heiligenverehrung gestaltete sich statt dessen zu einem förmlichen Heidentum. In allen Kirchen und Kapellen hatte man Reliquien von ihnen, die Wunder verrichten sollten. Heilige nannte man die Christen, welche mehr gute Werke getan haben sollten, als nötig war, um selig zu werden. Darum betete man zu ihnen und feierte ihnen Feste. Insbesondere erhob man die Jungfrau Maria zur Himmelskönigin, lehrte, sie sei sündlos gewesen und sei darum Vermittlerin des Heils. Vor ihrem Bilde brannten fast immer Kerzen.

Die Priester waren von der Gemeinde streng geschieden. Ihnen mußte jeder beichten, und nur die Sünden sollten vergeben werden können, die ihnen bekannt wurden. In der

Messe, hieß es, werde Christus von dem Priester immer aufs neue geopfert. Von den Elementen des Abendmahls gab man den Laien nur das Brot, nicht den Kelch, weil sie ja von dem Wein etwas verschütten könnten. Durch den Segen des Priesters wurden aber, so hieß es, Brot und Wein in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi verwandelt. Das ewige Heil des Menschen wurde ganz vom Priester abhängig gemacht. Wir haben eine Priesterkirche vor uns. Und doch führten die Priester oft ein lasterhaftes Leben.

Eigene Werke sollten die Seligkeit erwerben. Wer Ruhe finden wollte für sein Herz, dem sagten die Priester und Bischöfe, — er müsse der Jungfrau Maria so und so viel Kerzen bringen; oder der Kirche ein Geschenk machen; oder nach dieser oder jener Kapelle, wohl auch nach Rom pilgern; oder an einem Kreuzzug teilnehmen; oder auch fasten, sich geißeln, ebenso Gebete hersagen. Nach dem Rosenkranz plapperte man viele Gebete her. Die Verstorbenen sollten Seelenmessen aus dem Fegfeuer erlösen. Dafür mußte man aber die Priester extra bezahlen. Die Frömmigkeit war in ein bloßes Geschäftswesen ausgeartet.

Der Haß gegen wahres Christentum ist der traurigste Zug in dieser dunkeln Zeit. Wer nur irgendwie von den Lehren der Kirche abwich, namentlich die Würde des Papstes und der Priester nicht anerkennen wollte, den nannte man einen Abtrünningen oder Ketzer, verfolgte und tötete ihn. Es bildeten sich Mönchsorden, z. B. die Dominikaner, welche es sich zur Aufgabe machten, die sogenannten Ketzer aufzuspüren, zu foltern und zum Tode zu bringen, wenn sie standhaft blieben.

---

16. Die Waldenser.

Vorfahren. Wie wir erwähnt haben, standen mit der zunehmenden Verweltlichung der Kirche nicht nur einzelne Männer auf, welche gegen die vielen Irrtümer zeugten, son-

dern es trennten sich ganze Richtungen von der Kirche ab und suchten in eigenen Gemeinden das Bild der Urkirche festzuhalten. Jemehr die allgemeine Kirche eine römische wurde, d. h. in das alte römische Heidentum versank, desto entschiedener brachen sie mit ihr. Sie erkannten, daß die Kirche einen Irrweg ging, seitdem sie sich unter Konstantin mit dem Staat verbündet und weltliche Macht und irdische Reichtümer an sich gerissen hatte. Wir treffen diese Richtungen unter verschiedenen Namen als Novatianer in Rom und Nordafrika, Donatisten in Nordafrika, Priscillianisten in Spanien, Paulicianer in Kleinasien, Bogomilen in Bulgarien, Klaudisten und Waldenser, d. h. Thalleute in Italien, Katharer, d. h. die Reinen, woraus „Ketzer" entstand, und Waldenser dann im ganzen südlichen Europa. In vielen, auch wichtigen Erkenntnispunkten unterschieden sie sich; in der Hauptsache stimmten sie überein, nämlich, daß die römische Kirche als Priesterkirche eine Verirrung sei und daß die richtige Grundgestalt der Kirche in der Gemeindekirche festzuhalten sei, der man sich freiwillig anschließen und dann unserm Herrn Christus in einem heiligen Leben nachfolgen müsse. Die verschiedenen Namen bezeichnen dieselbe Richtung zu verschiedenen Zeiten und waren bloße Spottnamen. Sie selbst nannten sich einfach „Brüder" oder „apostolische Christen."

Petrus Waldus war ein so bedeutender Mann in dieser Richtung, daß man dieselbe bald allgemein nach seinem Namen nannte. Durch ihn kamen diese Gemeinden zu weiterer Erkenntnis, da er das Studium der heiligen Schrift sehr betonte. Er lebte ums Jahr 1170 in Lyon im südlichen Frankreich als ein reicher Kaufmann. Durch den plötzlichen Todesfall einer seiner Freunde aus seinem gleichgültigen Leben aufgeschreckt, bekehrte er sich rechtschaffen zu Gott, brach dann mit seinen Geschäften und verteilte teils sein Vermögen unter die Armen, teils ließ er dafür die Bibel in die Landessprache übersetzen. Um dem armen Volk das Evangelium zu bringen,

organisierte er einen Predigerverein und wurde so Tausenden ein Führer zu Christo. Der Papst tat ihn bald in den Bann, aber das machte seiner Tätigkeit kein Ende. Sein Einfluß erstreckte sich durch das südliche Frankreich, nördliche Italien, ja ins südliche Deutschland. Ueberall fanden sich heilshungrige Seelen, die gern sein evangelisches Zeugnis annahmen. Er selbst starb nach einem reichgesegneten Wanderleben in Böhmen um 1215.

Die Lehren der Waldenser bildeten einen sehr scharfen Gegensatz zur römischen Kirche. Die heilige Schrift bildete den Grund ihrer religiösen Erkenntnis. Besonders hoch hielten sie vom neuen Testament und hier von der Bergpredigt Christi. Von den hier gegebenen Geboten Christi wollten sie nichts abschleifen. Darum hielten sie den Eidschwur und den Kriegsdienst meistens für unrecht. Im äußersten Fall gestatteten einige eine Notwehr. Viel war ihnen daran gelegen, die Feindesliebe zu üben. Von den römischen Irrtümern, Wallfahrten, Verehrung der Heiligen u. s. w. wollten sie nichts wissen. Ihre Bibelkenntnis ist bewundernswert. Sie verschafften sich Uebersetzungen in die Landessprache. Jedes Kind lernte lesen und dann lange Abschnitte derselben auswendig. Wenn möglich, so hatten sie eigene Schulen; ja bald gab es unter ihnen einen eigenen Katechismus, der mit Kindern und Täuflingen durchgenommen wurde.

Ihre Gemeindeverfassung war der Urkirche nachgebildet. Diejenigen, welche zu den Versammlungen kamen, aber noch nicht Gemeindeglieder waren, hießen Liebhaber der Wahrheit. Der Eintritt in die Gemeinde geschah durch die Taufe auf das Bekenntnis des Glaubens. Die Gemeinde bestand somit aus Brüdern und Schwestern. Die Leitung lag in den Dienern am Wort, die sich in Diakonen, Evangelisten, und Hirten und Bischöfen unterschieden. Einige von diesen entsagten allem Eigentum und reisten als Wanderprediger von Ort zu Ort. Diese hießen Apostel oder auch Gottesfreunde. Sie übten

Christi Vorschriften in Matth. 10. Großes Gewicht legten die Gemeinden darauf, daß ihre Lehrer und Prediger wirklich fromme, heilige Männer seien, die ihr Amt mit ihrem Wandel zierten. Sehr hoch standen ihnen die Hausandachten. In den Versammlungen las man Gottes Wort, sang und betete und feierte das heilige Abendmahl in einfacher Weise. Von den großen, prächtigen Domen hielten sie wenig. Wo sie konnten, da bauten sie einfache Kapellen.

Die Apostel der Gemeinden sind besonders merkwürdig, weil sie ganz diesen Namen verdienten. In einfachem Gewand gingen sie einher, oft als Hausierer mit kleinen Sachen handelnd. Wo es aber irgend ging, da zogen sie ihr Testament aus der Tasche und redeten von der köstlichen Perle. Die Gemeinden stärkten sie oft durch Sendschreiben. Manche von ihnen kamen aus vornehmer Familie, hatten hohe Schulen besucht und hätten in der Welt glänzende Stellungen bekleiden können. Alles gaben sie für Christus hin. Ein solcher war Bischof Reiser, welcher 1458 zu Straßburg verbrannt wurde.

---

17. Verfolgungen der Waldenser.

Ihre Stellung zur römischen Kirche war, wie wir erwähnt haben, zuerst eine entschieden ablehnende. Besonders tadelten sie an ihr, daß ihre Diener meistens ein so unheiliges Leben führten. Aber sie bemühten sich auch, das Gute anzuerkennen und zu schätzen, das sich in der römischen Kirche, besonders bei einigen ihrer frommen Männer, fand. Von den Aussprüchen mancher alten Kirchenväter hielten sie hoch; ebenso verehrten sie die Glaubensbekenntnisse der alten Kirche. Sie verstiegen sich nicht zu der Behauptung, daß in der römischen Kirche niemand selig werden könne, aber sie meinten, daß es dort sehr schwer sei, den rechten Weg zu finden. Ueberhaupt war ihnen der unmittelbare Zugang des Menschen zu Gott eine sehr

köstliche Erkenntnis. Daher kam es, daß sie dann die heiligen Handlungen ruhen ließen, besonders die Taufe, wenn ihnen gerade deswegen Verfolgung drohte. Ebenso blieben sie meistens im Verbande der römischen Kirche, wohnten äußerlich ihren Gottesdiensten bei und hielten ihre eigenen Versammlungen gleichsam so nebenher, so daß sie eine Art von Verein bildeten.

Ihr sittlich reines Leben wurde selbst von ihren Feinden gerühmt. Diese sagten offen: „Die Waldenser ziehen große Vorteile davon, daß sie einen reineren Wandel führen als die andern Christen. Sie schwören nie, mißbrauchen nicht den Namen Gottes, halten Versprechen, Treue und Glauben.“ Um Versuchungen zu Betrügereien zu entgehen, mieden sie weltliche Geschäfte, sogar oft den einfachen Handel, und folgten einem Gewerbe oder dem Landbau. Im irdischen Beruf waren sie sehr fleißig, so daß sich in ruhigen Zeiten bei den meisten Wohlstand fand. In der Kleidung waren sie einfach. Ihre Kinder erzogen sie sehr sorgfältig. Daher hatten diese, wenn sie erwachsen waren, keine Mühe, Stellungen zu finden. Als Knechte, Mägde, Pächter u. s. w. hatten die Waldenser einen vorzüglichen Ruf. Die Gottseligkeit bewährte sich bei ihnen tatsächlich als ein Gewinn schon für dieses Leben.

Verleumdungen der schlimmsten Art wurden ihnen trotzdem von allen Seiten zu teil. Es erging ihnen wie den ersten Christen im römischen Reiche. Ihre Versammlungen und Gottesdienste wurden als Vereinigungen hingestellt, wo man Sünde und Laster trieb. Weil sie dieselben oft heimlich und in Höhlen halten mußten, hießen sie — Grubenheimer, Wolfsgenossen, Winkeler u. s. w. Man sagte ihnen nach, ihre Kinder seien ganz mit Haaren bedeckt, und ähnliche Dinge. Ihr frommer Wandel sollte bloße Heuchelei sein. Daher hieß es von ihnen, daß ihre Ketzerei die schlimmste sei; denn sie stamme noch aus der Apostel Zeit, sei über alle Lande verbreitet und dann wüßten sie sich durch ihren frommen Wandel einen so

guten Schein zu geben, daß sie leicht als die besten Christen erschienen.

Tötlicher Haß war darum fast immer ihr Los, da nach der Lehre der römischen Kirche die Ketzerei, d. h. irgend ein Abweichen von ihren Lehren und Einrichtungen, gefährlicher und schlimmer ist als das größte Verbrechen. Selten nur genossen sie ruhige Zeiten. Eine Synode bestimmte (1229), daß sogar jeder Fürst oder Richter, der einen Ketzer verschont, seines Landes und Gutes beraubt werden soll. Innozenz III., der glänzendste Papst, predigte einen Kreuzzug gegen die Ketzer im südlichen Frankreich, der 20 Jahre währte. Da hieß es bei der Umzinglung einer Stadt, man solle jeden totschlagen; der Herr würde die Seinen, d. h. die Katholiken, schon kennen. Um in andern Ländern die Waldenser herauszufinden, befahl der Papst, daß jeder Erwachsene wenigstens alle zwei Jahre dem Priester beichten müsse. Ein eigener Gerichtshof, die Inquisition, wurde für sie eingesetzt. Entsetzliche Leiden mußten sie ausstehen. Schließlich verbrannte man sie meistens, so in Mainz 35, in Straßburg 50, in Bingen 18 u. s. w. In Italien hatten sich einmal 400 Mütter mit ihren Kindern in einer Höhle verborgen. Da legten ihre Feinde Feuer an den Eingang derselben und erstickten sie. Ein andermal wurde eine Anzahl von ihnen mitten im Winter über die Alpen gejagt. Die armen Mütter trugen die kleinsten Kinder in den Wiegen und führten die größern an der Hand, während die Männer die Feinde abwehrten. Viele wurden ermordet; viele verhungerten; 180 Kinder lagen tot in ihren Bettlein und ihre Mütter folgten ihnen vor Gram bald nach. So waren die Waldenser eine Märtyrerkirche wie die Christen der ersten Zeit, und ihr Leben, Leiden und Sterben legt Zeugnis ab von der weltüberwindenden Kraft des Christentums. Die römische Kirche aber hat in jener Zeit das Blut der Heiligen Gottes getrunken und damit gezeigt, daß sie ihrem innersten Charakter nach ein Feind der Wahrheit und Frömmigkeit ist.

18. Vorboten der Reformation.

Die Waldenser haben durch die Verbreitung ihrer reinern Erkenntnis viel dazu beigetragen, daß unter dem Volke das Bewußtsein davon immer lebhafter wurde, daß die römische Kirche voller Irrtümer stecke, mit denen gebrochen werden sollte. Besonders aber haben sie durch ihre Literatur für die Reformation den Boden zubereitet. Die Waldenser und ihre Vorfahren, die Katharer, fertigten sich Uebersetzungen der heiligen Schrift in die Landessprache an und verbreiteten sie fleißig. Das einzige Schriftstück, welches von den Katharern erhalten ist, ist eine Bibelübersetzung in der französischen Sprache aus dem 12. Jahrhundert. Und in einem Kloster zu Tepl, Böhmen, ist ein waldensisches Formularbuch aufgefunden worden, das eine Uebersetzung des neuen Testaments aus dem 14. Jahrhundert enthält. Man nennt sie darum den Kodex Teplensis. Diese Uebersetzung ist die Grundlage aller derjenigen deutschen Bibeln geworden, welche nach der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1522 herausgegeben wurden. Man zählt an 14 Auflagen. Diese deutsche Bibel ist von Luther wesentlich benutzt worden. Ebenso übten die Waldenser Apostel durch ihre Sendschreiben einen weiten, tiefgehenden ßen Städten Straßburg, Augsburg, Nürnberg, in Böhmen und sogar im nördlichen Deutschland.

Die Ketzerschulen. Infolge der vielen und blutigen Verfolgungen wurde die Zahl der Waldensergemeinden wesentlich Einfluß aus. Somit glichen die Waldensergemeinden Leuchttürmen in der finstern Nacht, die ihr Licht nach allen Seiten hin hinausstrahlten. Sie fanden sich im südlichen Frankreich, in Oberitalien, in der Schweiz, den Rhein entlang, in den gro- kleiner. An manchen Orten gab es nur noch kleine Kreise, wo früher große Gemeinden waren. Um nicht vollständig ausgerottet zu werden, ließen die meisten derselben, namentlich in der Schweiz und in Deutschland, die Uebung der heiligen

Handlungen, besonders der Taufe, im Laufe des 15. Jahrhunderts gänzlich ruhen und beschränkten sich auf bloße stille Zusammenkünfte, wo sie Gottes Wort betrachteten und sich so gegenseitig stärkten. Auf diese Weise gelang es ihnen, das teure Glaubensgut der Väter festzuhalten. Ihre Gemeindeverfassung hielten sie aufrecht. Das Volk nannte diese Versammlungen „Ketzerschulen". So umringte einmal in Zürich der Pöbel nachts das Haus eines solchen, bei dem sie stattfanden und schrie ihm zu: „Du Hottinger, du Tüffel, stand uff, nimm deine Ketzer und geh in deine Ketzerschule." In Basel, Zürich, St. Gallen und im südlichen Deutschland haben diese Versammlungen der Reformation mächtig vorgearbeitet.

Johann Huß. Auch in der römischen Kirche erhoben sich im 15. Jahrhundert laute Stimmen, welche eine Reformation forderten. Die meisten meinten, dieselbe müsse von oben ausgehen, und so kam es zu drei großen Konzilien: zu Pisa, Konstanz und Basel, auf welchen über die Reinigung der Kirche verhandelt wurde. Es wurde aber wenig erreicht. Einer äußern Reformation muß die innerste, im Herzen des Menschen vorangehen, die sich in Buße und Glauben vollzieht. Damit das geschehen kann muß dem Volke die heilige Schrift gereicht werden. Das erkannten manche fromme Männer in dieser Zeit und bemühten sich ernstlich, biblische Erkenntnis zu verbreiten. Sie heißen darum Reformatoren vor der Reformation. Wiklif in England gehört zu ihnen. Er starb 1384. Bei seinen Verhandlungen mit päpstlichen Legaten hatte er den Geldhunger des Papstes und viele römische Irrtümer gründlich kennen gelernt. Sehr entschieden predigte er nun gegen dieselben und übersetzte die Bibel in die englische Sprache. Seine Schriften kamen sogar nach Böhmen, und durch sie kam ein Professor an der Universität Prag, Johannes Huß, zur Erkenntnis der Wahrheit. Er lehrte kühn, daß man nur im Glauben an Christum, den Gekreuzigten, Vergebung seiner Sünden finden könne. Da aber zitierte ihn das Konzil zu

Konstanz vor sich, und trotzdem ihm der Kaiser Sigismund seinen Schutz zugesagt hatte, wurde er hier am 6. Juli 1415 verbrannt. Das empörte seine Anhänger in Böhmen derart, daß sie zum Schwert griffen, alle kaiserlichen und päpstlichen Heere schlugen und so das Konzil zu Basel nötigten, ihnen besondere Freiheiten zu bewilligen, z. B. die Predigt in der Landessprache.

Die böhmischen Brüder entstanden aus der Verbindung derjenigen Hussiten, welche zu der Erkenntnis gelangten, es sei doch nicht recht, mit dem Schwert für seinen Glauben zu kämpfen, und den Resten der Waldensergemeinden in Böhmen. Im Jahre 1467 hielten sie eine große Synode zu Lhota ab, zu der auch Delegaten der Waldensergemeinden aus andern Ländern kamen. Hier beschlossen sie, von nun an die Erwachsenentaufe nicht nur zu lehren, sondern auch zu üben und so jede Verbindung mit der römischen Kirche zu lösen. Ein alter österreichischer Waldenserbischof weihte drei ihrer Prediger zu Bischöfen. Nach 50 Jahren zählten ihre Gemeinden an 200,000 Glieder. Sie waren sehr tätig, hatten ihre eigenen Schulen und Druckereien, bearbeiteten den alten Katechismus der Waldenser in böhmischer Sprache und gaben viele andere treffliche Schriften heraus. **Dadurch haben sie sehr wesentlich die Reformation herbeiführen helfen.**

III. Die Zeit der Reformation

19. Luther und Zwingli.

Luthers Jugend zeigt, wie Gott da seine Werkzeuge findet, wo sie keine Menschenweisheit suchen würde und sie dann auf wunderbaren Wegen für seinen Dienst heranbildet. Als der Sohn eines armen Bergmannes wurde Martin Luther am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Er wurde in großer Dürftigkeit streng erzogen. In Magdeburg und Eisenach besuchte er die Schule. Mit Singen vor den Türen reicher Leute erwarb er sich sein Brot. Mit dem 18. Jahre kam er auf die Universität zu Erfurt. Hier fand er eine lateinische Bibel und hatte große Freude daran; besonders fesselte ihn die Geschichte Samuels. Der plötzliche Tod eines Freundes bewog ihn, ins Kloster zu gehen, um dort, wie er meinte, Gott ganz zu dienen. Er unterzog sich allen Entbehrungen, fand aber keinen Frieden; tagelang lag er in seiner Zelle und jammerte über seine Sünden, bis er erkennen lernte, daß uns die Sündenvergebung geschenkt werden müsse aus lauter Gnade. Im Jahre 1508 wurde er als Professor nach Wittenberg berufen. Auf einer Reise nach Rom lernte er das Papsttum gründlich kennen. Er betrat die Stadt mit großen Erwartungen, aber er kehrte traurig zurück. Immer ernstlicher vertiefte er sich in das Studium der heiligen Schrift und Gott ließ ihn da eine köstliche Wahrheit nach der andern finden.

Als Reformator trat Luther im Jahre 1517 auf, als der Papst Leo X. durch den Ablaßhandel große Summen für die Erbauung der Peterskirche in Rom gewann. Ein frecher Ab-

laßhändler, Tetzel, durchzog Sachsen und machte den Leuten vor, Reue und Leid über die Sünden seien nicht nötig; man solle nur Ablaßbriefe kaufen, dann sei alles in Ordnung. Luther fühlte tief, wie damit das arme Volk um sein Geld und sein Seelenheil betrogen wurde, und so schlug er am 31. Oktober an die Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen an, in welchen er den Ablaßhandel als einen kirchlichen Greuel verurteilte. Der Papst suchte ihn zum Widerruf zu bewegen, aber Luther wich nicht von der Wahrheit, und so wurde er durch den Bann aus der Kirche ausgestoßen. Ebenso sollte er auf dem Reichstage zu Worms 1521 vor dem deutschen Kaiser Karl V. widerrufen. Aber er weigerte sich und sagte: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen!“ Nun wurde er in die Reichsacht erklärt, so daß ihn jeder töten durfte. Aber der Herzog von Sachsen schützte ihn und ließ ihn auf die Wartburg bringen, wo ihn keiner kannte. Hier übersetzte er das neue Testament in die deutsche Sprache, später auch das alte, so daß im Jahre 1534 die ganze Bibel fertig war. Im Jahre 1522 kehrte Luther nach Wittenberg zurück.

Die Durchführung der Reformation geschah in der Weise, daß sich ganze Länder und Städte von Rom lossagten und einen evangelischen Gottesdienst einrichteten. Luthers Thesen fanden begeisterte Aufnahme, ebenso seine andern Schriften in denen er den Papst für den Antichristen erklärte und die Bibel als die einzig richtige Richtschnur unseres Glaubens und Lebens bezeugte. Millionen fielen ihm zu und ließen sich durch des Kaisers und des Papstes Drohungen nicht schrecken. In wenigen Jahren war in Sachsen, Hessen, Preußen, fast ganz Norddeutschland, sowie in vielen großen Städten die Reformation durchgeführt. Man hob die Klöster auf, reinigte die Kirchen von den Heiligenbildern und führte deutsche Predigt und Gesang ein, ebenso einfache Feier des heiligen Abendmahls. Die Messe hörte auf und der Zölibat. Die meisten evangelischen Prediger heirateten und pflegten ein christliches Familienleben.

Auch Luther trat in die Ehe. Den Schulen wandte er große Aufmerksamkeit zu, schrieb einen kleinen und einen großen Katechismus und dichtete herrliche Lieder, so das trotzige Reformationslied: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Er und sein Mitarbeiter Philipp Melanchton sind unserm Volke zu großem Segen geworden, indem sie es klar machten: Durch Christum wird man selig und nicht durch äußeres Fasten und ähnliche Leistungen. Luther starb 1546. Schade nur, daß der sonst so herrliche und mit so viel Erkenntnis ausgestattete Mann gegen solche so maßlos heftig auftrat, die nicht in jedem Punkt mit ihm stimmten. Aber diese erklärte er alle für Irrlehrer und Schwarmgeister und meinte, es sei recht, sie zu verfolgen.

Huldrich Zwingli wurde in der Schweiz zur Erkenntnis der evangelischen Heilswahrheit geführt und führte dann in Zürich 1523 eine ähnliche Reformation ein wie Luther in Sachsen. Auch hier sagte man sich, ganz so wie dort, von Rom los, und andere Städte und Bezirke folgten. Zwischen Zwingli und Luther kam es leider nicht zu einer Einigung, da sie in der Abendmahlslehre nicht stimmten. Gegen Zürich traten die katholischen Kantone der Schweiz auf, und da Zwingli eher zum Kriege trieb als davon abriet, kam es zur Schlacht bei Kappel, 1531, wo auch er fiel.

---

20. Das Täufertum in der Schweiz.

Entstehung. Wie wir wissen, befanden sich in der Schweiz, namentlich in den großen Städten Basel, Zürich, St. Gallen u. a. Reste alter Waldensergemeinden, die als eine Art von Vereine in stillen Zusammenkünften das teure Erbe der Väter bewahrten. Sie trennten sich äußerlich nicht von der römischen Kirche, weil sie dann bitter verfolgt worden wären, übten daher auch nicht die Erwachsenentaufe, hatten sonst aber ihre Prediger und Lehrer und waren sehr treu in der Betrachtung des göttlichen Wortes. Ebenso unterhielten sie eine lebhafte

Verbindung mit ihren Gesinnungsgenossen in Italien, Frankreich und Deutschland. In Zürich wurden ihre Versammlungen auch von Zwingli besucht. Als dieser mit seiner Reformation anfing, unterstützten sie ihn eifrig, meinten aber bald, daß er nicht richtig und nicht gründlich genug reformiere. Zwingli ließ nämlich den Rat der Stadt die kirchlichen Fragen entscheiden und nicht die Gemeinde; ebenso wollte er keine Gemeindezucht üben. Nach längeren Debatten trennten sich diejenigen von ihm, welche nicht eine Staatskirche, sondern ein apostolisches Gemeinde-Christentum aufrichten wollten, und bildeten im Januar 1525 eine eigene Gemeinde, indem sie die Erwachsenentaufe an sich vollzogen.

Bedeutende Glieder der neuen Gemeinde waren: 1. Konrad Grebel, der Sohn eines reichen Ratsherrn. Er hatte hohe Schulen besucht und war in den alten Sprachen sehr tüchtig. 2. Felix Manz, auch aus vornehmem Stande, auch gründlich gebildet, besonders im Hebräischen; im Hause seiner Mutter fanden die Versammlungen der Gemeinde statt. 3. Reublin, ein Pfarrer zu Zürich, der schon früher sehr entschieden gegen römische Irrtümer aufgetreten war. Er besaß große Rednergaben. 4. Georg Blaurock, ein gewesener Mönch, der meistens einen blauen Rock trug. Er war sehr eifrig in der Verbreitung seiner neuen Erkenntnis und warb viele neue Genossen. 5. Andreas von der Stülzen, so genannt, weil er an Krücken ging. Beinahe alle waren eifrige Glieder der genannten stillen Bibelversammlungen gewesen, welche beim Volk den Spottnamen „Ketzerschulen" trugen. Sie vereinigten sich nun mit vielen andern zu einer Gemeinde nach dem Bild der Urkirche, wie sie es im neuen Testament fanden und es ihnen von ihren Vorfahren überliefert worden war. Sie forderten ein heiliges Leben, verwarfen Wucher und jeden Betrug, Eidschwur und Kriegsdienst, forderten dagegen Demut in Gesinnung und Tat. Wer wieder in ein sündliches Leben fiel, sollte von der Gemeinde ausgeschlossen werden.

Wachstum. Auch an andern Orten der Schweiz, besonders in St. Gallen entstanden Täufergemeinden. Auch auf dem Lande hatten ihre Prediger großen Zulauf. Tausende hörten ihnen zu, obwohl sie meistens in Wäldern und Feldern unter offenem Himmel predigten. Viele erkannten, daß sie doch genauer nach Gottes Wort gingen als Zwingli und seine Genossen, welche die Kirche vom Staat regieren ließen, den Kriegsdienst gut hießen; die Kindertaufe beibehielten und alle diejenigen schmähten, die nicht in jeder Beziehung ihrer Ansicht waren. In den Kreisen, die es mit Zwingli hielten, gab es zudem viele in Sünden dahinlebende Menschen, die trotzdem für gute Christen galten. Die Täufer drangen auf aufrichtige Frömmigkeit und das gewann ihnen die Leute. So zählte die Gemeinde in St. Gallen an 800 Glieder.

Verfolgungen der schlimmsten Art brachen aber bald über sie herein. Zwingli nannte sie als Engel des Lichts verkleidete Teufel und bewog die Regierung, ihnen alles Lehren, Taufen u. s. w. zu verbieten. Ebenso durften sie nichts drucken lassen. Man schalt sie Wiedertäufer und Empörer und erfand die ärgsten Verläumdungen über sie. Sich als eine eigene Kirche bauen zu dürfen, wurde ihnen nicht erlaubt. Bald kerkerte man Männer und Frauen ein und drohte allen mit Tod oder Verbannung, welche ihren Sinn nicht ändern würden. Am 5. Januar 1527 wurde Felix Manz im Zürichersee ertränkt. Er betete auf lateinisch: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist," als die Wogen über ihm zusammen schlugen. Blaurock wurde mit Ruten gepeitscht und dann des Landes verwiesen; elf andere wurden sonst hingerichtet, viele dann verbannt. Diese flohen den Rhein hinab oder nach Mähren. Besonders die Prediger und Lehrer waren bald alle tot oder verjagt. Kurze Zeit leitete Michael Sattler die Gemeinde, aber im Jahre 1527 wurde er lebendig verbrannt. In wenigen Jahren waren die Gemeinden aufgebrochen und zerstreut. Was übrig blieb, schloß sich der bestehenden Kirche an oder lebte in größter

Stille dahin, indem nach der Niederlage bei Kappel der Verfolgungseifer der Reformierten nachließ.

21. Hans Denk.

In Süddeutschland war die Zeit unmittelbar nach Luthers Auftreten auch eine Zeit tiefer Gährungen. Alles verlangte nach einer Reformation; die meisten leider nur nach einer äußern. Somit kam es hier zu blutigen Empörungen, indem die Bauern sich gegen ihre Herren erhoben und viele Greuel verübten. Die meisten Leute meinten, durch den Anschluß an Luther werde allen Uebeln abgeholfen sein, und so sagte man sich an vielen Orten von der römischen Kirche los und richtete evangelische Gottesdienste ein. Aber Luther bildete eine neue Staatskirche aus, und daher bestand die Aenderung bei vielen nur darin, daß sie auf Papst und Messe tüchtig schimpften, sonst aber in Streit und Zank und andern bösen Dingen stecken blieben. Ein Prediger sagte z. B. auf der Kanzel, er habe sein Messerlein bei sich, sollte es zu Händeln kommen. Mit einer solchen Reformation waren nun viele ganz und gar nicht zufrieden; denn sie trug nicht rechtschaffene Früchte der Buße. Besonders die Reste der alten Waldenser-Gemeinden in solchen Städten wie Straßburg, Worms, Nürnberg und Augsburg verlangten eine tiefer gehende Kirchenverbesserung. Und als nun in Zürich 1525 die erste Täufergemeinde entstand, da hielten auch sie den günstigen Zeitpunkt für gekommen, mit der Einführung der Erwachsenen-Taufe sich als eigene Gemeinde einzurichten. Somit bildeten sich in den genannten Städten in den Jahren 1526 und 1527 große Gemeinden, deren Glieder auf ihr Bekenntnis die Taufe empfingen und damit sich vereinigten, Christum in einem heiligen Wandel nachzufolgen.

Hans Denk wurde einer der bedeutendsten Führer dieser Gemeinden. Er soll in Baiern geboren worden sein, besuchte gute Schulen und in Basel die Universität, wo er sich die Magisterwürde erwarb. Besonders tüchtig war er im Griechi-

schen und Hebräischen. Als junger Mann kam er nach Nürnberg als Rektor an der lateinischen Schule. Als er hier aber einige Ansichten äußerte, welche dem lutherischen Prediger Osiander und dem Stadrat mißfielen, so wurde er im Januar 1525 ausgewiesen.

Ein Wanderleben wehmütiger Art war von nun an sein Los. Leicht hätte er Ehrenstellen und Reichtümer gewinnen können, wenn er sich vor den herrschenden Parteien gebeugt hätte. Aber für keinen Preis ließ er seine Ueberzeugungen fallen. Auf seinen Wanderungen kam er nach St. Gallen, und hier zog ihn die Täufergemeinde mächtig an. Aber erst im nächsten Jahre ließ er sich in Augsburg taufen und wurde dann Prediger an dieser Gemeinde, die bald 1100 Glieder zählte. Aber er durfte auch hier nicht lange weilen, weil ihn die Regierung verfolgte. Somit floh er nach den andern Sitzen der Täufergemeinden; besonders in Straßburg und Worms hielt er sich längere Zeit auf. Ueberall wurde er den Gemeinden und Freunden derselben zum großen Segen.

Eine große Synode zu Augsburg fand im Herbst 1527 statt auf der Denk den Vorsitz führte. Hier wurden die kirchlichen Ordnungslinien der süddeutschen Täufergemeinden festgestellt. Sie sind im ganzen eine Auffrischung der alten waldensischen Einrichtungen. Als besondere Bekenntnispunkte setzte man fest: die Uebung der Erwachsenentaufe, neutestamentliche Gemeindeordnung und Christi Nachfolge in einem heiligen Leben. An der Spitze der Gemeinden sollten Bischöfe und Evangelisten stehen. Solche, welche herumreisten, die Gemeinden stärkten und neue Genossen warben, hießen Apostel. Auf die Hauptsache legte man Gewicht und ließ Freiheit in Nebensachen. Darüber, ob ein Christ am Kriege sich beteiligen dürfe, war man anfangs verschiedener Meinung. Schließlich jedoch sprach sich die Synode entschieden dahin aus, daß Christus mit seiner Forderung der Feindesliebe den Seinen jede Gewalttat verboten habe.

Als Schriftsteller bewies Denk große Tüchtigkeit. In Worms übersetzte er mit einem andern, Hetzer, die Propheten in die deutsche Sprache. Die Arbeit war so gelungen, daß sie Luther stark benutzt hat. Sonst schrieb er über wichtige Fragen christlicher Erkenntnis. Seine Sprache ist edel und völlig rein von den rohen Ausdrücken jener Zeit, die sich leider auch so reichlich bei den Reformatoren finden. Denk war eine Johannesseele. Er hielt es für sehr unrecht, jemanden wegen seiner religiösen Ansichten zu verfolgen. Er lehrte nicht nur Christi Nachfolge, sondern übte sie auch. Sein Hauptspruch war: „Niemand kann Christum erkennen, außer wer ihm nachfolgt in einem heiligen Leben."

Sein Tod erfolgte in Basel zu Ende des Jahres 1527. Hierhin war er krank und elend gekommen und konnte nicht weiter. Einer seiner alten Lehrer hatte Mitleid mit ihm und verschaffte ihm ein Asyl, wo er sterben konnte. Selbst seine Feinde haben seine Liebenswürdigkeit und trefflichen Eigenschaften gerühmt und ihm z. B. schon als Jüngling das Zeugnis gegeben, er sei seinen Jahren weit voraus. Ebenso bezeugen sie seine Bedeutung für seine Gemeinschaft. Nach seinem Tode hieß es: „Der Anabaptisten Apollo ist gestorben."

---

22. Balthasar Hubmeier.

Als weitere Führer der süddeutschen Täufergemeinden merken wir uns neben Denk: Jakob Groß, Leonhard Schiemer, Eitel Hans Langenmantel, Ambrosius Spittelmähr, Hans Hut, Ludwig Hetzer, Georg Blaurock, besonders aber Dr. Balthasar Hubmeier. Sie alle zeigten großen Eifer für die Sache der Wahrheit und setzten ihre ganze Zeit und Kraft daran, sie auszubreiten. Blaurock erwarb sich den Namen eines zweiten Paulus. Sie und viele andere tüchtige Männer, die auf der erwähnten Synode zu Augsburg das Wohl der Gemeinden berieten, starben den Märtyrertod. Manche von ihnen stamm=

ten von den alten Waldensern her und hatten in den Ueberlieferungen der Väter die Grundzüge des wahren Christentums kennen gelernt. Andere waren in den römischen Irrtümern aufgewachsen und so waren sie auf wunderbaren Wegen durch viele Zweifel und Kämpfe zur wahren Jüngerschaft Christi gekommen. Zu diesen gehört Hubmeier.

Katholischer Priester. Er wurde 1480 von armen Eltern geboren, die es aber möglich zu machen wußten, ihn auf gute Schulen zu senden. Einige Zeit war er Schulmeister in Schaffhausen. Später bezog er die Universität und erwarb sich die Magisterwürde. 1516 wurde er Domprediger zu Regensburg, wo er sich als Kanzelredner hohen Ruhm erwarb, so daß man ihm eine glänzende Zukunft prophezeite. Er lernte hier aber auch viele der ärgsten Irrtümer der römischen Kirche kennen. Im Jahre 1521 nahm er einen Ruf nach Waldshut, am obern Rhein, an. Als Priester war er sehr gewissenhaft. Bei jedem Gewitter stellte er sich z. B. mit der Hostie unter die Kirchtür, um damit alle Gefahren abzuwehren. Ebenso beobachtete er bei Festen und Prozessionen die größte Feierlichkeit.

Sein Uebertritt zu den Täufern war eine Folge fleißiger Untersuchungen und innerer Ueberzeugungen. Als Priester benutzte er seine Mußezeit dazu, die heilige Schrift, besonders die Briefe Pauli, zu studieren, und da gingen ihm die Augen auf über die vielen römischen Irrtümer. Auch Luthers Schriften las er. Ebenso trat er mit Zwingli in Verbindung und schloß sich seiner Reformation an. Im Jahre 1524 wurde in Waldshut der einfache reformierte Gottesdienst eingerichtet. Aber bei seinen Besuchen in Basel und Zürich war er auch mit den Täufern in Berührung gekommen. Er verglich ihre Lehren mit Gottes Wort und fand sie richtig. Ihre Reformation war noch schriftgemäßer, als die von Zwingli geleitete. Er folgte seiner Erkenntnis und ließ sich zu Ostern 1525 von Reublin taufen. Er selbst taufte dann an 300 Personen, so daß es nun in Waldshut eine große Täufergemeinde gab.

Flucht. Infolge der Reformation in Waldshut geriet die österreichische Regierung in große Entrüstung, zog schnell ein Heer zusammen und griff die Stadt an. Hubmeier entkam nur mit knapper Not; er hatte nicht einmal Zeit, einen Rock anzuziehen. Er floh nach Zürich, wurde aber hier sofort ins Gefängnis gelegt. Zwingli wollte nichts mehr von ihm wissen, seitdem er nicht mehr mit ihm stimmte. Er sollte widerrufen, namentlich die Kindertaufe wieder anerkennen. Hubmeier weigerte sich und lag nun längere Zeit im Gefängnis, wo er in schwere Krankheit fiel. In einer schwachen Stunde gab er teilweise nach. Darauf wurde er des Landes verwiesen. Er hielt sich einige Zeit in Süddeutschland auf, besonders in Augsburg und ging dann nach Mähren, wohin sich viele Täufer geflüchtet hatten.

In Mähren kam für Hubmeier noch eine kurze Zeit sehr segensreicher Wirksamkeit. Zwei Edelleute, die Herren von Lichtenstein, in der Nähe von Nikolsburg, nahmen die flüchtigen Täufer auf ihren Gütern auf und schlossen sich ihnen dann selbst an. Hubmeier wurde der Führer der Gemeinde. Sie zählte bald an 15,000 Glieder. Außerdem verfaßte er viele Schriften, in welchen er die Grundsätze seiner Gemeinschaft darstellte und verteidigte, besonders die Richtigkeit der Erwachsenentaufe. Sein Wahlspruch war: „Die Wahrheit ist untötlich.“ Unter seiner Leitung wurde hier noch eine große Konferenz abgehalten, auf der er mit seiner Schriftkenntnis und Besonnenheit den Brüdern dienen konnte.

Ende. Die österreichische Regierung ließ in ihrem Haß gegen ihn nicht nach. Es gelang ihr, ihn noch zu Ende des Jahres 1527 gefangen zu nehmen und ins Gefängnis zu legen. Hier wurde er grausam gefoltert und da er nicht widerrief, am 30. März 1528 zu Wien lebendig verbrannt. Drei Tage später wurde seine Frau in der Donau ertränkt. Hubmeiers letzten Worte waren: „Jesus, Jesus!“ Er hätte es in der Welt auch

gut haben können, aber bei ihm hieß es wie bei Paulus: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet.“

23 Verfolgungen der süddeutschen Täufer.

Ursachen. Wie in der Schweiz, so trafen auch die süddeutschen Gemeinden die bittersten und blutigsten Verfolgungen. Der Grund davon lag in dem Haß der römischen Kirche gegen die Wahrheit und der religiösen Unduldsamkeit der Protestanten. Das schnelle Wachstum der Täufergemeinden lenkte bald die Aufmersamkeit auf sie. Denn in wenigen Jahren waren ihre Gemeinden über das ganze südliche Deutschland verbreitet. Bekehrte Handwerker erwiesen sich als eifrige Missionare und priesen jedem die köstliche Perle an, der auf sie hören wollte. Ebenso nahm das Volk die Apostel der Täufer bereitwillig auf. Diese Männer kamen in schlichtem Gewand mit dem Ruf der Buße und dem Lockruf des Evangeliums. Und ihr sittenstrenger Wandel bezeugte die Richtigkeit ihrer Lehre. Sie forderten, was sie selber übten, — ein heiliges Leben. In der Nachfolge Christi sollte die Reformation bestehen und nicht im Schmähen auf Messe und Fasten. In vielen protestantischen Gemeinden sah es eben schlimm aus, so daß Luther jammerte: „Wollte Gott, wir wären fromme Heiden!“ Aber von einem anders gearteten Christentum, als er lehrte, wollte er trotzdem nichts wissen.

Verleumdungen. In traurigster Weise wurde das Christentum auch der süddeutschen Täufergemeinden verdächtigt und verleumdet. Man redete ihnen nach, sie trieben bei ihren Versammlungen böse Dinge; ihre Kinder hätten Geisfüße und Ochsenklauen, und ihre Frömmigkeit sei pure Heuchelei. Besonders wehmütig war es für die Täufer, daß man sie als Empörer hinstellte, welche mit der Waffe die Obrigeit stürzen

wollten, während sie in ihren Predigten und Bekenntnissen lehrten, ein Christ dürfe sich nicht an Gewalttaten beteiligen. Der Führer des Bauernaufruhrs, Thomas Münzer, hatte eben auch die Kindertaufe verworfen, und weil die Täufer dasselbe taten, so wurden sie ohne weiteres als seine Genossen hingestellt, besonders nachdem sich einige von Münzers Anhänger bekehrt und sich den stillen Täufern angeschlossen hatten. Was diese über ihre Lehren schrieben, wurde ungelesen vernichtet. So kam es, daß sie für die ärgsten Menschen jener Zeit galten. Selbst Luther meinte, so wie kein Teufel besser sei wie der andere, so seien die Täufer alle gleich. Ihre Bekenntnistreue erklärte er und Melanchthon für eine Verstockung des bösen Feindes.

Das Reichsgesetz von Speyer, 1529, enthielt nun eine kaiserliche Verfügung, daß alle Wiedertäufer, Männer und Frauen, ohne Verhör getötet werden sollten. Es hieß darin, daß diese Sekte sehr alt und schon früher verdammt worden sei. Die protestantischen Regierungen gaben zu diesem Erlaß ihre Zustimmung. Nur Philipp von Hessen meinte, es sei nicht recht, einen Menschen wegen seiner religiösen Ansichten zu töten. Aber schon im Jahre 1527 war eine Reihe von Täufern eingekerkert und hingerichtet worden, besonders Prediger und Lehrer. Nun begann eine förmliche Hetzjagd auf die wehrlosen Christen, indem bewaffnete Reiterscharen das Land durchzogen, die Täufer suchten und dahinwürgten. Der Herzog von Baiern sagte: „Wer widerruft, wird geköpft, wer hartnäckig bleibt, wird verbrannt.“ Im Jahre 1530 zählte man der Hingerichteten schon an 2000. Und viele tötete man heimlich, als ob sie ärgere Verbrecher wären, als Diebe und Mörder. Gegen die Täufer gab es kein menschliches Gefühl, keine Gerechtigkeit noch Billigkeit. Von einem 16jährigen Mädchen in Salzburg ist berichtet, daß sie auf keine Weise zum Widerruf zu bewegen war. Da packte sie der Richter, tauchte sie in eine Roßtränke und hielt sie unterm Wasser, bis sie tot war. Viele legte man

in unterirdische Gefängnisse, wohin kein Tageslicht drang, und ließ sie elendiglich verkommen.

Der Bekenntnismut der Täufer war jedoch weder durch Folter noch Tod zu brechen. Ihre Führer, wie Hans Schlaffer, Leonhard Schiemer und Georg Blaurock gingen freudig in den Tod. Vielen bot man gute Stellen und Reichtümer an, wenn sie widerrufen würden, aber sie waren durch nichts zu bewegen, ihre Ueberzeugung aufzugeben. Viele sangen auf dem Todeswege, wie wenn's zur Hochzeit ging, oder sie ermahnten die Umstehenden, ihr sündhaftes Leben zu lassen und sich zu bekehren. Man verbrannte ihnen daher oft die Zunge mit einem glühenden Eisen, damit sie nicht sprechen und noch sterbend Genossen werben könnten.

Stimmen zu Gunsten der Täufer erhoben sich vielfach da, wo man sie in ihrer einfältigen Frömmigkeit persönlich kennen lernte. So sagte Bucer in Straßburg, es sei ihm kein Zweifel, daß liebe Kinder Gottes unter ihnen seien. Ebenso meinte Capito, unter den Wiedertäufern wären selige und wahre Knechte Gottes. Ein anderer bemerkte, es seien viel fromme und einfältige Leute unter ihnen gewesen. Katharina Zell, die Frau eines Straßburger Predigers aber schrieb an die protestantischen Geistlichen: „Die armen Täufer werden gehetzt wie Wildschweine, so sie doch Christum mit uns bekennen; gebt doch Euch die Schuld, daß sie sich von uns trennen." Sehr entschieden sprach sich besonders der Landgraf Philipp von Hessen dahin aus, daß man mehr Besserung bei denen sehen könne, welche Schwärmer geheißen werden als bei den andern.

---

24. Jakob Hutter.

In Tirol lebte die ärmere Bevölkerung, besonders in den Gebirgsgegenden und Bergwerken, unter schwerem bürgerlichem und kirchlichem Druck. Diese hieß nun die aus der Schweiz kommenden Sendboten der Täufergemeinden freudig

willkommen und ergriff mit willigem Herzen das von ihnen gepredigte Evangelium. Neben andern entfaltete hier besonders Jakob Blaurock eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit. Aber die römische Obrigkeit war bald hinter ihm her und ließ ihn im Frühjahr 1529 den Scheiterhaufen besteigen. Viele seiner Genossen mußten ihm folgen: viele wußten sich auch längere Zeit in den Schlupfwinkeln der Bergwerke zu verbergen; viele entkamen auch nach Mähren. Es fanden sich begabte Führer, welche es verstanden, einzelne und ganze Gruppen durch das feindliche Oesterreich in das „gelobte Land," wie man sagte, zu führen. Unter diesen war der Nachfolger Blaurocks, Jakob Hutter, der bedeutendste.

In Mähren hatte die zu Nikolsburg von Hubmeier gesammelte Gemeinde von Anfang an großen Zuzug aus der Schweiz und Tirol erhalten. Unter den letztern entwickelte ein Jakob Wiedemann die Ansicht, daß es für einen wahren Christen unrecht sei, der Regierung zu Kriegszwecken Geldabgaben zu leisten. Nach dem Vorbilde, der ersten Gemeinde zu Jerusalem, wie er die Sache auffaßte, hielt er dafür, ein Christ dürfte kein persönliches Eigentum besitzen, sondern eine Gemeinde müsse alles gemeinschaftlich haben. Er fand viele welche ihm beistimmten. Sie sonderten sich von den andern und zogen nach Austerlitz. Wiedemann breitete einen Mantel auf die Erde und ein jeder warf an Geld hinein, was er besaß. Sie richteten sich nun gemeinschaftliche Wohnungen ein mit dem Namen „Haushaben" oder „Bruderhöfe" und führten ein stilles, arbeitsames, frommes Leben. Bald entstanden in den umliegenden Ortschaften viele solcher Bruderhöfe.

Jakob Hutter kam aus Tirol nach Mähren, die dortigen Täufer kennen zu lernen. Die Gemeinde zu Austerlitz mit ihrer Gütergemeinschaft gefiel ihm ungemein und er vereinigte sich mit ihr. Das taten auch andere Lehrer und Prediger mit ihren kleinern und größern Gruppen, welche aus der Schweiz und Süddeutschland nach Mähren geflüchtet waren. Als sie mit

einander in Uneinigkeit gerieten, erwies sich Hutter als der begabteste und entschiedenste Vertreter der neuen Gemeindeordnung und so mußte er den Frieden vermitteln und die Gleichgültigen absondern. Ebenso kehrte er wiederholt nach Tirol zurück, um die dort hart verfolgten Täufer nach Mähren zu geleiten. Er kannte alle Schleichwege und Verstecke, so daß er mit seinen Genossen immer wieder den Späheraugen seiner Feinde entging.

Eine große Verfolgung brach im Jahre 1535 auch über die Gemeinden in Mähren herein. Der österreichische König Ferdinand befahl, sie alle ohne weiteres aus dem Lande zu treiben. Die Edelleute suchten die Täufer zu schützen, mußten aber schließlich die Soldaten gegen die wehrlosen Leute vorgehen lassen. Hutter war eben bei seiner Gemeinde anwesend, als die Verfolgung begann. Rührend heißt es, daß er sein Bündel auf den Rücken nahm und die andern folgten, wie eine Herde ihrem Hirten. Man wußte aber nicht wohin; man zog von einem Wald in den andern, konnte aber nirgends einen Ruheort finden. Hutter schrieb einen mannhaften Brief an seine Verfolger und sagte: „Weil wir alles gottlose Leben verlassen und uns ganz Gott ergeben haben, darum werden wir verfolgt. Wir haben keinen Spieß noch Waffen und dennoch sagt man, wir wollten kriegen. Wir wissen nicht, wo wir hin sollen mit unsern vielen Witwen und unerzogenen Kindlein. Wir können uns doch das Erdreich nicht verbieten lassen." Schließlich mußte sich die Gemeinde in kleine Gruppen auflösen, um so ihren Feinden entgehen zu können.

Hutters Ende. Es gelang Hutter, zu Ende d. J. 1535 noch einmal nach Tirol zu entkommen, obschon feindliche Soldaten auf allen Brücken und Wegen ihm aufgelauert hatten. Es hieß, er sei ein hochgewachsener Mann mit einem großen Bart und trüge eine Holzaxt, um seine Verfolger zu täuschen; — aber er stehe mit dem Teufel im Bunde, darum sei ihm nicht beizukommen. Schließlich gelang seine Gefangennehmung durch

Verrat. Mit einem Knebel im Munde führte man ihn nach Innsbruck. Hier wurde er auf die Folter gespannt, damit er seine Mitgenossen angebe und seine Lehren widerrufe. Aber sein Mund blieb stumm. Am 25. Februar 1536 stellte man ihn auf den Scheiterhaufen. Er aber sagte mutig: „Nun kommt her, ihr Widersprecher, laßt uns den Glauben im Feuer probieren." Eine große Volksmenge schaute seiner Hinrichtung zu. In Mähren aber schrieb man in das Geschichtsbuch seiner Richtung: „Dieser Jakob Hutter hatte die Gemeinde Gottes drei Jahre lang regiert und mit Gottes Wort versehen, hat dem Herrn ein Volk gesammelt, das seinen Namen geerbt hat, so daß man uns die „Hutterschen Brüder" nennt, welches Namens wir uns bis auf den heutigen Tag nicht schämen."

Weitere Verfolgungen waren auch fernerhin das tägliche Brot der Gemeinde in Mähren. Im Jahre 1539 wurden eine große Anzahl zu Stainerbrunn in Oesterreich gefangen genommen, als sie eben eine Konferenz abhielten. Sie wurden zu den Galeeren verurteilt. Als ihre Frauen und Kinder von ihnen Abschied nahmen, da konnten sich auch die kaiserlichen Soldaten der Tränen nicht erwehren. Um 1545 ließen die Verfolgungen in Mähren nach. In Tirol waren die Täufer um diese Zeit so ziemlich alle vertrieben oder hingerichtet worden.

---

25. Menno Simons.

Auch in den Niederlanden finden wir schon vor der Reformationszeit evangelisches Christentum. Auch hier gab es Waldensergemeinden. Meistens gehörten die Weber ihnen an, die Tisserands. Fromme Männer traten hier auf, stifteten christliche Schulen und schrieben gute Bücher, wie Gerhard Groot und Thomas von Kempis. Die reformatorischen Ideen fanden hier also einen vorbereiteten Boden. Luthers

Schriften wurden eifrig gelesen. Sofort traten aber auch die Reste der alten Waldensergemeinden zu frischer Tätigkeit hervor und gewannen Einfluß und Verbreitung. Mit den Gesinnungsgenossen in der Schweiz standen sie in engem Verkehr. Man nannte sie auch hier Täufer oder Wiedertäufer, und verfolgte sie sofort. Um 1530 zählten sie viele Gemeinden. Leider hatten einige ihrer Führer schwärmerische Ansichten, wie Melchior Hofman, ja einige von ihnen gerieten ganz und gar auf den Irrweg, so daß sie von der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden. Der Führer derselben war Jan Matthys. Er wurde nun das Haupt einer aufrührerischen Rotte, die zu Münster in Westfalen ihr Ende fand. Sie griffen zum Schwert, was ganz gegen die Grundsätze der Täufer ging. An seiner Stelle schloß sich ihnen ein katholischer Priester an, dessen gesegnete Wirksamkeit von solcher Bedeutung wurde, daß man seine Gesinnungsgenossen nach seinem Namen nannte — Menno Simons.

Katholischer Priester. Er war geboren zu Witmarsum in Friesland im Jahre 1492. Hier wirkte er später auch als Priester, führte aber als solcher ein leichtfertiges Leben. Beim Gottesdienst kamen ihm oft Zweifel an der Richtigkeit der römischen Abendmahlslehre; er forschte aber lange nicht in der Bibel darüber, weil er fürchtete, verführt zu werden. Zu tiefem Nachdenken brachte ihn die Hinrichtung eines Täufers im Jahre 1531. Er las nun die Bibel, auch Luthers Schriften, fand aber, daß die Lehren der Täufer von der Erwachsenentaufe u. s. w., guten biblischen Grund hatten. Im Jahre 1536 schloß er sich durch die Taufe ihnen an und verzichtete damit auf viele Würden und Vorteile, die er sonst hätte gewinnen können.

Ein Wanderleben voller Mühsale, Nöten und Verfolgungen war von nun an sein Los. Auf Bitten seiner Brüder übernahm er das Predigtamt unter ihnen und war nun unermüdlich tätig in der Pflege der Gemeinden, denen es sehr an Umsicht und Leitung fehlte. Bald aber war auch die Regierung hinter ihm her und setzte einen Preis von hundert Gulden auf

seinen Kopf. Gott jedoch beschütze ihn oft wunderbar. So konnte einmal ein Verräter kein Wort sprechen, als Menno auf einem Kahn vorbeikam. Hernach rief er ärgerlich aus: „Der Vogel ist entwischt." Menno mußte freilich fast beständig auf der Flucht sein und sagt, daß es ihm und seiner Frau Jahre lang an einer Kammer gefehlt habe, die sie ihre eigene Heimat hätten nennen können. Schließlich mußte er sein Vaterland ganz verlassen. 1543 finden wir ihn in Emden, 1546 in Köln. Von hier wanderte er nach der Ostsee und wohnte zu Wismar. Bis nach Preußen und Litthauen ging er von hier aus auf seinen Predigtreisen, taufte die Jugend und ordnete die Gemeinden. Seine letzten Jahre verbrachte er zu Wüstenfelde, einem Dorfe zwischen Altona und Lübeck.

Sein Tod erfolgte am 13. Januar 1559. Infolge eines Beinbruches war er seine letzten Jahre ein Krüppel. Er war sehr arm, so daß ihm seine Brüder in Friesland jährlich 60 Gulden sandten. Seine Frau starb vor ihm. Zwei Töchter pflegten ihn in seinen letzten Tagen. Wo seine Gebeine ruhen, weiß heute niemand, weil jene Gegend im dreißigjährigen Kriege vollständig verwüstet wurde.

Seine Schriften. Er hat viel geschrieben. Zu Wüstenfelde hatte er eine eigene Druckerei. Die meisten seiner Schriften sind recht erbaulich und zeigen seine gründliche Bibelkenntnis. Er erzählt seinen Austritt aus der römischen Kirche und behandelt alle die Lehren, durch welche sich die Täufer von andern Protestanten und von den Katholiken unterschieden. Er zeigte auch sehr klar, daß sie mit der Münsterschen Rotte keine Gemeinschaft hätten, und daß es eitel Verleumdung sei, wenn man sie als deren Genossen hinstellte. Was Menno besonders auszeichnete in seiner Erkenntnis und seinem Tun, das war der E r n s t. Christ sein heißt, sich gründlich bekehren, sich selbst verleugnen, mit Welt und Sünde völlig brechen. In der Gemeindezucht war er so streng, daß viele seiner Brüder nicht mit ihm stimmten.

Seine Mitarbeiter waren Obbe Philipps, Dirk Philipps, Gillis von Aachen, Leendert Bouwens, u. a. Letzterer soll an 10,000 Taufen vollzogen haben. 1554 hielt Menno Simons zu Wismar mit den andern Aeltesten eine wichtige Konferenz ab, auf der bedeutende Gemeindefragen besprochen wurden. Man ging hier weniger auf die alten waldensischen Einrichtungen zurück, als bei den süddeutschen Gemeinden. Dirk Philipps ging von hier als Aeltester nach Danzig. Er starb 1570.

---

26. Verfolgungen der Mennoniten in den Niederlanden.

Eine Blut- und Tränengeschichte hat man die erste Zeit der Täufer oder Mennoniten, wie sie seit 1550 hießen, genannt. Die katholische Regierung wollte sie einfach ausrotten. Es sollte ihnen niemand auch nur Haus und Hof vermieten, niemand für sie um Gnade bitten dürfen, wenn sie zum Tode mit Feuer oder Schwert verurteilt waren. Im Gegenteil, — wer sie anzeigte, der sollte den dritten Teil ihrer Güter erhalten; denn alle Täufer, die man finge, sollten hingerichtet werden. In besonders blutiger Weise hauste ein spanischer General, Herzog Alba, weil er nebenbei lüstern nach ihren Schätzen war. Man zählt daher die Zahl ihrer Märtyrer nach Tausenden.

Die Art der Folter und Hinrichtung war sehr grausam. Sie sollten ihren Glauben abschwören und dann die Namen ihrer Mitbrüder und Lehrer angeben. Deshalb setzte man ihnen Schrauben auf Daumen und Schienbein, peitschte sie furchtbar, ließ sie in schauerlichen Gefängnissen liegen, wo sie oft elendiglich umkamen. Gewöhnlich wurden sie lebendig verbrannt. Oft hing man ihnen ein Säcklein mit Pulver um den Hals, das bald explodierte und sie tötete. Zuweilen erdrosselte man sie am Pfahl. Frauen und Mädchen wurden auch in den Flüssen und Seen oder in großen Fässern ertränkt. Manche legte man auch in offene Särge, schob ihnen eiserne Stangen

über den Leib und begrub sie lebendig. Weil sie auf dem Wege zur Hinrichtung laut sangen und beteten oder auch zum Volk redeten, so schraubte man ihnen die Zunge fest. Vielen erbaute man ein Strohhäuschen, brachte sie da hinein und zündete es dann an. Sie waren geachtet wie die Schlachtschafe.

Beispiele von besonderer Treue bis in den Tod finden wir so viele in den Märtyrergeschichten, daß man billig über diese „Wolke von Zeugen" staunen muß. Im Jahre 1552 wurde eine Frau, Maria, verurteilt, ertränkt zu werden. Als sie zum Wasser ging, sang sie vor Freuden, daß der Tag ihrer Erlösung gekommen sei, und sagte: „Ich bin eines Mannes Braut gewesen, nun soll ich Christi Braut werden und sein Reich ererben." Im Jahre 1576 nahm man in Gent einen Mann, Raphael, gefangen. Er sollte die Namen anderer angeben. Als er das nicht tat, legten sie ihn auf die Peinbank und quälten ihn mit Ketten und Schrauben, banden ihm einen Strick an die Zehen und rissen daran, gossen ihm sodann Wasser in den Mund, bis er beinahe tot war. Er aber rief innerlich zu Gott und der stärkte ihn, so daß er trotz der Folter keinen Glaubensbruder verriet noch selbst wankend wurde. Schließlich wurde er mit andern verbrannt. Tief rührend ist besonders die Geschichte von Dirk Wilms, einem frommen Täufer in Aspern, in dessen Hause die Gemeinde oft ihre Versammlungen abhielt und der deswegen gefangen genommen werden sollte. Er versuchte zu entfliehen, kam dabei aber an ein zugefrorenes Wasser. Das Eis trug ihn, und schon war er am jenseitigen Ufer, als er, sich umschauend, sieht, daß sein Verfolger einbricht. und nun nahe daran ist, zu ertrinken. Ohne sich zu besinnen, eilt er zu ihm und rettet ihn. Diese Feindesliebe rührt des Häschers Herz und er will seinen Lebensretter entfliehen lassen. Aber der am andern Ufer stehende Bürgermeister ruft ihm zu, seines Eides eingedenk zu sein, und nun wird Wilms festgenommen und erleidet einen qualvollen Flammentod 1569.

Anna von dem Hoff war die letzte Märtyrerin in den

Niederlanden. Sie war ein Dienstmädchen in Brüssel und erlitt während einer zweijährigen Gefängnishaft viel Anfechtungen wegen ihres Glaubens. Als sie standhaft blieb, legte man sie in ein Grab, beschüttete zuerst ihre Füße mit Erde und dann fragten sie die jesuitischen Geistlichen, ob sie sich nicht zu ihnen bekehren wolle. Sie sagte: „Nein, sondern ich freue mich, daß die Zeit meines Abschiedes vorhanden ist." Als man sie bis an den Hals beschüttet hatte, fragte man sie noch einmal. Aber sie blieb treu und wurde somit vollends lebendig begraben. Das geschah i. J. 1597.

Die Versammlungen konnten in dieser Verfolgungszeit nur versteckt und in großer Stille gehalten werden. In Städten und Dörfern versammelte man sich in abgelegenen Zimmern, den „Binnenkammers"; an den Küsten oft hinter den Deichen oder auf kleinen Inseln bei Regen und Schnee. Viele wurden vertrieben, andere wanderten aus und suchten sich an der Ostsee, besonders in Preußen, eine neue Heimat. In den Niederlanden nahm man später die Bezeichnung „Taufgesinnte" an anstatt „Mennoniten".

---

27. Die Reformation in andern Ländern.

Schweden. Das wiedergefundene Evangelium wurde bald auch andern Ländern kund. In Schweden wurde es durch die Brüder Oluf und Lorenz Peterson verbreitet. Sie hatten beide in Wittenberg studiert und teilten nun daheim das aus, was sie in der Fremde an Wahrheit gewonnen hatten. Einer von ihnen übersetzte die Bibel in die Landessprache. König und Volk erkannten die unwürdige Knechtschaft Roms, unter der sie so lange gestanden, und so wurde im Jahre 1527 auf dem Reichstage zu Westerås die Reformation eingeführt. Aehnlich ging es in Dänemark. In beiden Reichen wurde die streng lutherische Lehre angenommen.

England. Weit weniger ruhig vollzog sich die Reformation in England. Hier regierte der sittenlose und launenhafte König Heinrich VIII. Anfangs schrieb er ein Buch gegen Luther, was ihm hohe Anerkennung vom Papst eintrug. Als ihn dieser aber bald darauf nicht von seiner ersten Gemahlin scheiden wollte, da sagte er sich von ihm los und führte eine eigene Reformation ein, bei der viel römisches Zeug stehen blieb. Wer sich ihm nicht fügte, ward verfolgt. Unter seinem Nachfolger, Eduard VI., konnte man gründlicher und biblischer zu Werke gehen. Der Erzbischof Cranmer ließ zwei Schüler Luthers kommen, die ihn darin unterstützten. Eine ernste Sichtungszeit kam dann unter der katholischen Königen Maria. Sie wollte die evangelische Lehre ausrotten und ließ viele hinrichten. Auch der Erzbischof Cranmer starb den Flammentod. Aber ihre Nachfolgerin, die Königin Elisabeth, hob allen römischen Einfluß auf, und so wurde die englische Episkopalkirche eingerichtet, 1559. Man behielt in ihr manche Zeremonien bei, ebenso die Bischöfe und Erzbischöfe. Vielen Christen war das nicht einfach genug und so entstanden in England viele Kirchengemeinschaften, die vom Staat unabhängig ihren eigenen Weg gingen. Sie hießen Independenten, Puritaner, Presbyterianer, Baptisten u. s. w. Später entstanden hier die Methodisten und andere Richtungen.

In Schottland wurde namentlich durch John Knox 1542 die streng reformierte Lehre eingeführt. Die junge, lebenslustige Königin Maria Stuart wollte die Bewegung hemmen und den kühnen Reformator ins Gefängnis werfen, aber gegenüber seiner Entschiedenheit und seinem Ernste war sie ohnmächtig. Mit ganzem Herzen schloß sich das schottische Volk an die neue Wahrheit an.

In den Niederlanden rissen sich sieben Provinzen von der spanischen Herrschaft los und nahmen damit zugleich die reformierte Lehre an. 1579 schlossen sie die Utrechter Union unter Wilhelm von Oranien. Damit hörten hier auch alle Verfol-

gungen gegen die Mennoniten auf. Sein Sohn Moritz war ihnen besonders zugetan. Als er in seinen Kriegen in Geldnot war, gaben sie große Summen her. Er schätzte ihren Fleiß und stille Betriebsamkeit, und nahm ihr „Ja“ an Eidesstatt an und preßte keinen in den Soldatenstand. Er meinte, daß ein Staat durch solche stille friedliche Bürger großen Nutzen habe.

In Frankreich wurde wegen der Einführung der Reformation viel Blut vergossen. Man belegte die Protestanten mit dem Schimpfnamen „Hugenotten“ und verfolgte sie öffentlich und heimlich. Trotzdem bekannten sich Fürsten und Adelige zu der evangelischen Lehre und verteidigten sie mit den Waffen. Der König Karl IX ließ sich schließlich zu einer großen Greueltat drängen. Er tat, als wolle er mit ihnen Frieden schließen und erlaubte seiner Schwester sich mit dem protestantischen Prinzen Heinrich von Navarra zu vermählen. Zur Hochzeit strömten Tausende von Hugenotten nach Paris. Hier aber fiel man in der Nacht des 24. August 1572 über sie her und erschlug an 60,000. Dieses Ereignis nennt man die Pariser Bluthochzeit. Später erhielten hier die Protestanten Religionsfreiheit. Sie folgten nicht der lutherischen, sondern der reformierten Lehre. Auch die Waldensergemeinden schlossen sich derselben an.

In der Schweiz trat **Calvin** nach Zwinglis Tode an die Spitze der reformierten Kirche. Er kam 1536 nach Genf und wirkte hier mit großem Eifer bis an sein Ende, 1564. Er forderte strenge Kirchenzucht, aber in alttestamentlicher Weise. Die Polizei mußte die Gemeinde in Ordnung halten. Schon 1532 schlossen sich auch die Waldensergemeinden in Italien der reformierten Kirche an. Damit gaben sie und die französischen Waldenser den wichtigen Bekenntnispunkt von der Erwachsenentaufe auf, so daß nur die Seitenzweige dieser Richtung, die schweizerischen und deutschen Täufer, sowie die holländischen Mennoniten denselben beibehielten.

IV. Die neuere Zeit

28. Die Religionskriege.

Der schmalkaldische Krieg. Die aus unbiblischen Anschauungen hervorgegangene Meinung der Katholiken und Protestanten, daß man sich wegen religiöser Unterschiede mit den Waffen bekämpfen dürfe, trug blutige Früchte. Man vergaß ganz, daß derjenige, der anders denkt als ein anderer, entweder irrt, oder auch recht hat, oder diesem an Erkenntnis voraus ist und daher entweder Mitleid oder Nachahmung verdient, immer also brüderliche Achtung und Rücksicht. Zunächst lag der Fehler größtenteils auf seiten der Katholiken, welche den Protestanten keine Religionsfreiheit lassen wollten. Kaiser Karl V. drohte mit Krieg, und so schlossen die protestantischen Fürsten zu Schmalkalden ein Bündnis gegen ihn. Sie waren sich aber nicht einig, und so gelang es dem Kaiser, ihr Heer zu schlagen und zwei ihrer Fürsten gefangen zu nehmen. Er ging schon daran, die Reformation aufzuheben, als sich sein Liebling, Moritz von Sachsen, gegen ihn empörte und ihn zwang, nachzugeben. Es kam der Augsburger Religionsfriede zustande, 1555, nach welchem Katholiken und Protestanten gleiche Rechte haben sollten.

Die Jesuiten. Ein grimmiger Feind erstand den Protestanten in dem Jesuitenorden. Er war von einem spanischen Edelmann, Ignanz von Loyola, 1540 gestiftet worden, stellte sich ganz in den Dienst des Papsttums und machte die Bekämpfung des Protestantismus zu seiner Hauptaufgabe. Der Orden verfuhr nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel“ und hieß somit Aufruhr, Meineid, ja selbst einen

Fürstenmord gut, wenn dabei für die Macht des Papsttums etwas herauskam. Die Glieder des Ordens waren größtenteils sehr gebildete Leute, die sich an allen Höfen und Hochschulen als Beichtväter, Prinzenerzieher und Lehrer einzunisten verstanden und in solcher Stellung dann gegen den Protenstantismus wühlten. Viele von ihnen gingen als Missionare nach Indien, China und zu unsern Indianern, aber ihre Arbeit hatte wenig evangelische Art an sich. In Europa war ihr Treiben den Völkern verderblich. Sie führten in Frankreich die schreckliche Bartholomäusnacht, 24. August 1572, herbei und in Deutschland den dreißigjährigen Krieg.

Der 30jährige Krieg brach 1618 in Böhmen aus, wo die Rechte der Protestanten mit Füßen getreten wurden. Die Böhmen sagten sich von dem treulosen Kaiser los und wählten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Dieser wurde aber geschlagen und mußte fliehen. Nun griff das katholische Herr die protestantischen Länder überhaupt an und diese gerieten in große Bedrängnis, bis ihnen in Gustav Adolf von Schweden 1630 ein Retter erschien. Er schlug die beiden Generäle Tilly und Wallenstein, fiel aber selbst in der Schlacht zu Lützen am 6. November 1632. Seine Generäle setzten den Krieg fort, bis nach weiterem 16jährigem, blutigem Ringen 1648 der westphälische Friede geschlossen werden konnte, der das Recht des Protestantismus anerkannte.

Die Folgen dieses Krieges waren unsäglich traurig. Große Teile Deutschlands sahen aus wie eine Wüste. Wo Städte und Dörfer gestanden, lagen Schutthaufen; wo Wiesen und Gärten gewesen waren, da fand man Sümpfe und wildes Land. Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen darnieder. Die Bevölkerung war von 16 Millionen auf 4 herabgesunken. Tausende von diesen lebten wie wild in den Wäldern dahin. Es nahm Jahre und kostete viele Mühe, bis unter dem gewöhnlichen Volk die elementarsten biblischen Erkenntnisse wieder heimisch geworden waren.

Liederdichter. Und doch auch in dieser Zeit sorgte der Herr dafür, daß es der deutschen Christenheit an frommen Männern nicht ganz fehle. Viele lernten im Elend ihn kennen und ihm dienen an Kranken und Sterbenden. Ja, gerade in diesen Jahrzehnten treffen wir eine Reihe begabter Dichter, deren Kirchenlieder wahre Kleinode der ganzen evangelischen Christenheit geworden sind. So Paul Gerhardt mit Liedern wie: „Befiehl du deine Wege," und „O Haupt voll Blut und Wunden," u. a.; Georg Neumark mit: „Wer nur den lieben Gott läßt walten;" Joachim Neander, mit „Sieh, hier bin ich Ehrenkönig;" Tersteegen mit: „Gott ist gegenwärtig," u. a. Es besingen diese Lieder die Grundstücke evangelischer Wahrheiten, an denen wir alle hängen, zu welcher kirchlichen Richtung wir auch gehören mögen.

---

29. Spener und Francke.

Orthodoxie. Die Zeit des 30jährigen Krieges war auch nach innen eine Zeit des Kampfes. In den hohen Schulen und auf den Kanzeln stritt man, leider nicht gegen Sünden und Bosheit, sondern über solche Erkenntnispunkte, hinsichtlich welcher auch fromme Männer verschiedener Meinung sein können. Die eine Richtung warf sich zur Richterin über die andere auf. Ob man gewisse Glaubenssätze äußerlich annehme oder nicht, sollte den Hauptpunkt der Frömmigkeit bilden. Die äußere Orthodoxie wurde zu sehr betont. Man fragte nach der Rechtgläubigkeit mehr, als nach dem rechten Glauben Da war es eine große Gnade Gottes, daß er der Kirche eine Reihe wahrhaft frommer Männer schenkte, die sehr entschieden lehrten, daß man als Christ vor allem innern Umgang mit Gott, Liebe zu seinem Worte und seinen Kindern und herzliches Erbarmen mit allen Irrenden haben müsse. Solche waren Johann Arndt und Gerhardt Tersteegen. Ersterer schrieb ein segensvolles Erbauungsbuch über das wahre Christentum. Tersteegen führte

als Bandweber ein stilles Privatleben, wurde aber im Verkehr und in Erbauungsstunden vielen Christen zu großem Segen. Er hat einmal gepredigt und zwar in der Mennonitenkirche zu Krefeld.

Spener. Der mächtigste Einfluß zur Wiederbelebung wahrhaft evangelischer Gesinnung, namentlich in der lutherischen Kirche, ging von Philipp Jakob Spener aus. Er war im Elsaß geboren und genoß eine fromme Erziehung. Das selige Sterben einer ihm befreundeten Gräfin machte einen tiefen Eindruck auf ihn. In früher Jugend schon stellte er sich unter die Zucht des Geistes Gottes. Die Sonntage machte er sich besonders gewinnreich. Vormittags ging er in die Kirche; nachmittags schrieb er oft seine Gedanken über eine biblische Wahrheit auf. In seinem 28. Jahre trat er ins heilige Predigtamt ein und wirkte in Straßburg, Frankfurt, Dresden und Berlin in großem Segen. Er erkannte die Schäden der Kirche und zeigte, daß es vor allem an wirklich frommen Predigern fehle. Er hielt es nicht unter seiner Würde, der Jugend besondern religiösen Unterricht zu geben. Er führte die Konfirmation ein. Aber auch der älteren Leute nahm er sich an. Er versammelte sich mit ihnen zur Besprechung von Bibelabschnitten, was vielen zum großen Segen wurde. Mit den landesüblichen Vergnügungen nahm er es ernst. Theaterbesuch, Tanzen u. s. w. hielt er für eines Christen unwürdig. Er meinte, dieser solle andere Freuden kennen. Er wurde daher wegen seines Eifers und seiner Entschiedenheit im Christentum hart angefochten; aber er ließ sich nicht irre machen. Er starb 1705.

August Herrmann Francke war sein Schüler und Gesinnungs-, ja auch Leidensgenosse. Er studierte in Leipzig Theologie und fing hier nachher als Lehrer an, in deutscher Sprache Vorlesungen über die Bibel und Besprechungen darüber zu halten. Als man ihn deshalb vertrieb, ging er nach Halle, wo eine im Sinne Speners geleitete Universität emporblühte. Hier fand er aber ein verwildertes Volk, das dem Trunk, Spiel

und Zank ergeben war. Besonders dauerten ihn die vielen unversorgten Waisenkinder. Er beschloß mit Gottes Hilfe etwas für sie zu tun, fing zuerst eine kleine Waisenschule in seinem Hause an, nahm sodann eine Reihe von ihnen zur Erziehung in seine Familie auf und gründete schließlich im Glauben an Gott eine große Waisenanstalt. Gott aber ließ ihn nicht zu Schanden werden. Von allen Seiten kamen Gaben und das Gebäude wurde fertig. Eine höhere Schule, eine Druckerei und Bibelanstalt kamen hinzu. Viel geistliches Leben entfaltete sich. Von hier gingen 1706 die ersten Missionare nach Ostindien. 1727 ging Francke heim.

Pietismus hieß man spöttisch die von Spener und Francke angeregte und gepflegte religiöse Lebensbewegung in **der** evangelischen Kirche. Das Wort bedeutet so viel wie Frömmigkeit. Die Gegner der Bewegung meinten, man werde zu fromm und gehe im Christentum zu weit. Und doch kamen die Pietisten nur neben den eigentlichen Gottesdiensten zusammen, um über die Bibel und ihre christlichen Erfahrungen zu sprechen. Auf diese Weise bildeten sie Kirchlein in der Kirche, welche so eine Art von Gemeinde-Christentum pflegten, wo ein jeder mit seiner Gabe dienen konnte. Daß sich damit ein wirklicher Ernst im alltäglichen Christentum verband, war natürlich. Man suchte eben die Frömmigkeit nicht im bloßen Wissen, sondern in Bekehrung und Heiligung. Aus den Kreisen der Pietisten sind daher viele Prediger und Missionare hervorgegangen.

---

30. Zinzendorf und die Brüdergemeinde.

Gemeinschaften nennen wir solche Vereinigungen von Christen in der evangelischen Kirche, deren Glieder nicht bloß in der Hauptsache eines Sinnes sind, sondern sich auch in den Nebenpunkten geeinigt haben. Es gibt ja nur einen Christus und nur einen Grund unserer Seligkeit; darüber wird denn

auch bei evangelischen Christen nicht gestritten. Aber über die äußern Dinge des kirchlichen Lebens, Gottesdienst- und Gemeindeordnungen, denken auch wahre Christen sehr verschieden, weil unsere Erkenntnis in diesen Dingen verschieden ist. Daher ist die kirchliche Einrichtung der einen Gemeinschaft richtiger als die der andern und darum auch schätzenswerter. Die eine kirchliche Richtung kommt eben in Einrichtung und Tüchtigkeit der Urkirche näher als die andere und stellt so einen reinern Teil der Kirche dar. Die verschiedenen Richtungen sollen sich nun als Schwester-Gemeinschaften behandeln; einander dienen und von einander lernen. Wenn sie auch in äußern Formen von einander abweichen, — denn auch in dieser Hinsicht soll man seiner Erkenntnis treu sein, — so sollen sie doch die Gemeinschaft in der Gesinnung pflegen. Als eine solche Gemeinschaft, mit der wir uns in der Hauptsache eins wissen, merken wir uns die Brüdergemeinde.

Die böhmischen Brüder sind die Vorläufer derselben. Erinnern wir uns daran, daß sich diese um 1500 mit ihren Gemeinden in einem blühenden Zustande befanden. Als Luther auftrat, freuten sie sich sehr, schlossen sich aber anfänglich ihm nicht an, besonders, weil er keine Gemeindezucht übte. Später jedoch wurden sie gleichgültig gegen einige wichtige Punkte ihres von ihren Vätern ererbten Bekenntnisses. Sie gaben die Erwachsenentaufe auf und vereinigten sich 1532 mit der protestantischen Kirche, wie die Waldenser in Italien und Frankreich. Sonst gedieh ihr kirchliches Leben vorzüglich, aber sie ließen sich in die politischen Händel Böhmens im Anfang des 30jährigen Krieges verstricken und wurden im Verlauf desselben beinahe ganz ausgerottet. Ihr letzter Bischof, Amos Commenius, starb 1671. Die wenigen übrig gebliebenen Familien wohnten in Mähren unter großem Druck. Einige von ihnen wurden mit dem edeln sächsischen Grafen Zinzendorf bekannt, der ihnen 1722 erlaubte, sich auf seinem Gute in der Lausitz anzubauen. Sie nannten das Dorf Herrnhut. Aus ihnen und

andern reformierten und lutherischen Christen entstand hier als eine kirchliche Gemeinschaft für sich die Brüdergemeinde. In ihr war die Liebe zu Christo die Hauptsache; das andere Nebensache.

Zinzendorf war 1700 geboren, von gräflicher Familie. Seine fromme Großmutter führte ihn früh zum Heilande, und als Kind schrieb er Briefe an sie. In Halle besuchte er die Franckeschen Schulen und sog deren Geist ein, so daß er einen Senfkornorden stiftete, um der Mission zu dienen. Später besuchte er die Universität und dann schickte ihn sein Vormund auf Reisen, um ihm seine „Grimassen" zu vertreiben. In Düsseldorf sah er in der Gemäldegallerie ein Bild des gekreuzigten Christus mit der Inschrift: „Das tat ich für dich, was tust du nun für mich?" Es bewegte ihn mächtig und trug dazu bei, daß er sich Christo so entschieden hingab, daß er bekennen konnte: „Ich habe nur eine Passion, und die ist Er, nur Er." Zurückgekehrt, entsagte er allen Ehren und Würden, schloß sich der kleinen Gemeinde auf seinem Gute an und wurde sogar ihr Bischof. Unter seiner Leitung entwickelten sie ihre Eigentümlichkeiten. Die Gemeinde teilte sich in Chöre, so daß Männer, Frauen, Jungfrauen, Witwen u. s. w. eigene Kreise bildeten. Täglich kam man zusammen. Ihr Gesang war sehr lieblich. Zinzendorf dichtete viele Lieder, z. B. „Jesu, geh voran" u. a. Am Grabe sang man Siegeslieder, und am Ostersonntag hielt man vor Aufgang der Sonne Gottesdienst auf dem Friedhofe. Zinzendorf starb 1760. Die Brüdergemeinde breitete sich in Deutschland, Rußland, England und Amerika aus, und viele fromme Seelen fanden in ihr ein Asyl, weil sie mit dem Bekenntnis von Christus dem Gekreuzigten Ernst machte.

Eine große Kraft ist sie durch ihren Missionseifer geworden, so daß sie alle andern Gemeinschaften beschämt. Zinzendorf ging selbst zu den Indianern nach Nordamerika, und andere folgten ihm, z. B. Zeisberger. Dober und Nitschmann gingen 1732 zu den Negern in Westindien. Bald schickten sie Missionare nach Afrika und Grönland. Und ihr Erfolg war

groß. Heute beträgt die Zahl der Glieder ihrer Heimatgemeinden 32,000, wogegen ihre Missionsgemeinden über 90,000 Glieder zählen.

---

31. Bibel- und Missionsgesellschaften.

Sonntagschulen. Wie in Halle und in der Brüdergemeinde, so entstand im 18. Jahrhundert auch an andern Orten und in andern Kreisen der evangelischen Christenheit ein reger Eifer für die Sache unseres Gottes. Man erkannte, daß die Nachfolge Jesu nicht bloß ein Wissen sei sondern vor allem ein Tun und zu einem Dienst der Liebe an Verwahrlosten, Armen, Kranken, Gefallenen u. s. w. führe. Aus dieser Gesinnung ging die Gründung der Sonntagschulen in England, im Jahre 1782, hervor. Hier wurde in der Stadt Glaucester ein angesehener und frommer Mann, Robert Raikes, auf die vielen Kinder der Fabrikarbeiter aufmerksam, die namentlich am Sonntag tobend und lärmend durch die Straßen zogen. Er kam auf den Gedanken, sie einige Stunden des Sonntags unterrichten zu lassen. Anfangs bezahlte er einer Gärtnerfrau etwas dafür, bald aber fand er Männer und Frauen, welche den Unterricht gern aus erbarmender Liebe mit den unwissenden Kindern umsonst erteilten. Andere trugen freudig die geringen Kosten des Unternehmens. Bald fand man die Einrichtung auch für ältere Kinder passend, und so blühte allmählich unser jetziges, so gesegnetes Sonntag-Schulwesen heran, das sich in allen Teilen der Kirche einbürgerte.

Bibelgesellschaften. In England machte sich besonders auch in den Sonntagschulen der Mangel an Bibeln in drückendster Weise geltend. In vielen Häusern gab es keine Bibel, weil sie so teuer waren. Ein Prediger, Charles, wurde auf merkwürdige Weise dazu geführt, über die Sache nachzudenken. Er fand große Freude daran, sich von einem armen, aber from-

men Mädchen in seiner Gemeinde jedesmal, wenn er sie traf, das Bibelwort hersagen zu lassen, über welches er am vorhergehenden Sonntag gepredigt hatte. Da, einmal kann sie seinen Text nicht auswendig und bricht darüber in Tränen aus und sagt, es sei eben so schlechtes Wetter gewesen, sie habe nicht zu ihrer eine Stunde entfernt wohnenden Tante gehen können, um dort den Spruch zu lernen, was sie sonst regelmäßig tue; denn daheim hätten sie keine Bibel. Charles wird ganz bewegt und reist nach London, um dort mit einem Freunde darüber zu sprechen, wie man dem Volke die Bibel in die Hand geben könne. Die Sache wurde weiter beraten und führte 1804 zur Gründung der großen britischen Bibelgesellschaft, welche seitdem das Wort Gottes in vieler Millionen Hände gelegt hat. In allen christlichen Ländern entstanden ähnliche Vereine. In Halle war schon 1712 durch einen gewesenen Offizier, den Herrn v. Canstein, eine Bibelanstalt gegründet worden, die schön gedruckte Testamente und Bibeln zu billigem Preise lieferte.

Einzelne Missionare gingen schon im 17. Jahrhundert zu den Heiden, z. B. John Eliot zu den Indianern in Neu England. Es gelang ihm nach großer Mühe, die Sprache des Nipmuckstammes zu erlernen und 14 kleine Gemeinden zu sammeln, die leider später durch Krieg wieder zerstreut wurden. Eliot starb 1690. David Brainerd u. a. wirkten in seinem Sinne weiter. 1721 fühlte sich ein norwegischer Prediger, Hans Egede, angetrieben, nach Grönland zu gehen zu den armen Eskimos. Später folgten ihm dorthin die Missionare der Brüdergemeinde. 1792 ging Carey, ein armer Schuster, aber ein gläubiger Jünger Jesu in einer Baptistengemeinde Englands, nach Ostindien und begann hier unter vielen Hindernissen eine reichgesegnete Missionsarbeit.

Missionsgesellschaften nannte man nun solche Vereine, die es sich zur besonderen Aufgabe machten, Missionare zu den Heiden zu senden und für ihren Unterhalt zu sorgen. Die ersten entstanden in England, z. B. die große Londoner, welche 1795

dreißig Missionare nach der Südsee sandte. In Berlin fing 1800 der fromme Prediger Jänicke eine Missionsschule an, in der er junge Leute für den Missionsdienst vorbildete. In Basel und Barmen entstanden ähnliche Anstalten. In Amerika vereinigten sich 1810 einige Studenten in Andover zum Gebet für die Mission. Auf einem Heuschober kamen sie zusammen. Von diesen gingen Judson und andere nach Birma und damit entstand ein reger Eifer für Gottes Sache in unserem Lande. 1820 gingen Missionare von hier nach Hawaii. Das 19. Jahrhundert heißt ja das Missionsjahrhundert. Viele Missionare sind weltberühmt geworden, wie Livingstone, John Williams, John Paton, Gützlaff. Auch daheim geht die christliche Liebe Kranken und Verlassenen nach. 1836 gründete Pastor Fliedner das erste Diakonissenhaus in Kaiserswert; Anstalten für Blinde, Taubstumme u. s. w. folgten.

---

32. Die Mennoniten in Holland.

Streitigkeiten. Wenn wir uns nun wieder dem engeren Rahmen unserer eigenen Gemeinschaften zuwenden, so sehen wir leider, daß es auch ihr oft an dem rechten Geist des Friedens fehlte, besonders in jenen Zeiten, wo der 30jährige Krieg in Deutschland tobte. Es entstanden in Holland und Friesland verschiedene Richtungen unter den Mennoniten, — die Waterländer, Friesen, Flaminger u. a. In der Hauptsache einig, stimmten sie nicht mit einander in Nebensachen. Ob man an den Kleidern Heftel oder Knöpfe, an den Schuhen Bänder oder Schnallen tragen dürfe, solche und ähnliche Fragen erhielten eine zu große Wichtigkeit. Sehr ernst nahm man die Sache der Gemeindezucht. Viele waren hierin so streng wie Menno Simons; viele meinten aber auch, man könne hierin zu weit gehen. Daß man hierüber verhandelte, war ja richtig; denn dadurch wuchsen viele an Erkenntnis. Traurig aber war es,

daß dabei oft die rechte Liebe vergessen wurde und daß man sich zu leicht wegen Nebenpunkte trennte. Wir sehen aber, daß man sich doch bemühte, es mit dem Christentum genau zu nehmen. Gerade deshalb wurden die Mennoniten auch von den Geistlichen der holländischen Staatskirche heftig angegriffen. Die meinten, sie seien gefährliche Leute, weil sie den Kriegsdienst verwarfen, keinen Eid leisteten u. s. w. Die Mennoniten hatten viele Verhandlungen mit ihnen, da sie sich aber fest auf Gottes Wort gründeten, so mußte man sie schließlich immer wieder in Ruhe lassen.

Wahrhaft christliches Leben in den Gemeinden zeigte sich in den Opfern, welche sie für ihr Bekenntnis brachten. Willig ließen sie sich von allen Staatsämtern u. s. w. ausschließen. Ihre Versammlungen hielten sie in abgelegenen Kammern. Erst im 17. Jahrhundert durften sie eigene Kirchen bauen, aber auch nur versteckt hinter andern Häusern. Sie übten die Verleugnung der Welt. Großartige Hochzeiten, Luxus in Kleidung, Besuch von Theatern war verboten. Sie hüteten sich vor dem Schuldenmachen. Dagegen übten sie große Mildtätigkeit. Den bedrängten Glaubensbrüdern in der Schweiz und der Pfalz sandten sie im 17. Jahrhundert große Summen. Ja, es entstand sogar eine besondere Kasse für Notleidende im Auslande. Wegen ihres Fleißes nannte sie ein holländischer Staatsmann: „Die Honigbienen des Staates."

Schwere Verluste erlitt die Gemeinschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Viele unter ihren Gliedern waren sehr reich geworden; ihre Kinder verkehrten mit hohen Herrschaften und wollten nun das einfache Wesen ihrer Väter nichts rechnen. Sie heirateten daher in nichtmennonitische Kreise hinein und wurden Glieder der Staatskirche, wo sie meistens nur ein sehr oberflächliches Christentum fanden. So kam es, daß die Zahl der Gemeindeglieder von 160,000 auf 40,000 sank.

Treue Arbeiter verhalfen aber den Gemeinden auch in solcher Zeit der Anfechtung zu neuem Leben und Wachstum. Un-

ter ihnen finden wir recht bedeutende Männer. Tileman von Bracht gab 1659 den sogenannten „Märtyrerspiegel" heraus, der bald in jedem Hause heimisch war. Es enthält dieses Buch die Berichte über die Hinrichtung der Glaubenszeugen, sowie ihre Verhöre und Briefe. Galenus de Haan fing um 1660 in Amsterdam eine theologische Schule an, die reichen Segen stiftete; denn es fehlte sehr an tüchtigen Predigern des Evangeliums. C. Ries arbeitete ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis aus, welches 1773 von vielen Gemeinden gut geheißen wurde. Viele Prediger übten nebenbei den ärztlichen Beruf. Ebenso gab es Schriftsteller und Künstler in den Gemeinden.

Johann Decknatel war ein bedeutender Prediger der Amsterdam Gemeinde. Er war von armen Eltern geboren und verlebte eine dürftige Jugend. Als Prediger nahm er sich daher auch armer Studenten kräftig an; der theologischen Schule verhalf er zu einer neuen Blüte. Er schrieb mehrere Bücher, die auch ins Deutsche übersetzt wurden. Als die Mennoniten in der Schweiz hörten, daß er einen seidenen Rock trage, schickten sie einige Brüder zu ihm, um ihn vor Hochmut zu warnen. Aber er nahm diese so liebenswürdig auf, daß sie ihm nichts zu sagen wußten. Mit Zinzendorf verkehrte er sehr brüderlich. Nach einer gesegneten Lebensarbeit starb er 1759.

Gegenwärtig gibt es in Holland an 60,000 Mennoniten in 130 Gemeinden. Die größte ist die in Amsterdam. Hier befindet sich auch noch die theologische Schule und eine sehr wertvolle Bibliothek. Unter Napoleon I. verloren die Gemeinden die Befreiung vom Kriegsdienst, so daß sie seitdem alle Staatsdienste leisten.

---

33. Die Mennoniten in Preußen.

Die ersten Gemeinden in Preußen wurden von Menno Simons bedient. So frühe wie 1526 sollen sich schon einzelne

mennonitische Familien in der Weichselgegend gefunden haben. Bald kamen weitere Familien aus Holland und siedelten sich bei Danzig, Elbing, Marienburg und weiter östlich an. Die Gegend glich hier einer Wildnis, war voller Sümpfe und Urwald. Die jährlichen Ueberschwemmungen der Weichsel und Nogat machten das Fortkommen fast unmöglich. Die Mennoniten aber wußten Rat. Sie schütteten Deiche und Dämme, bauten Wassermühlen und gruben Kanäle und schufen so das Land in fruchtbare Wiesen um. Es gingen daher von der Regierung amtliche Einladungen an die holländischen Mennoniten, herüber zu kommen und Land zur Bearbeitung in Pacht zu nehmen. 1560 kam eine zahlreiche Gruppe von Familien und übernahm das königliche Gut Tiegenhof, zwischen Elbing und Danzig. Bei Marienburg siedelten sich auch Täufer aus Mähren an. So gab es in Preußen am Ende des 16. Jahrhunderts eine Reihe von blühenden Gemeinden. Schon 1586 durfte die Gemeinde zu Montau bei Graudenz, eine Kirche bauen.

Angriffe verschiedener Art wurden auch hier bald auf sie gemacht. Einige Geistliche der Landeskirche meinten, der Teufel habe sie ins Land geschickt und forderten ihre Vertreibung, da sie nach ihrer Meinung Irrlehren huldigten. In Elbing hatten sich einige Mennoniten niedergelassen, die sich auf Gewerbe verlegten. Bald verklagten Elbinger Bürger sie beim polnischen Könige, daß sie ihnen das Brot wegnähmen. Aehnlich ging es in Danzig. Aus purem Neid mochte man sie nicht leiden. Aber es fanden sich immer auch solche, welche sie wegen ihres stillen Fleißes schätzten und schützten. Recht schlimm schien ihre Sache zu stehen, als im Jahre 1676 der Woiwode von Pomerellen behauptete, Gott schicke ihretwegen, da sie ja Ketzer seien, Deichbrüche und Ueberschwemmungen. Der polnische Adel stimmte ihm bei und forderte die Vertreibung der Mennoniten. Aber Gott machte ihren Rat zunichte, und 1694 wurde ihnen in einem Privilegium vom polnischen Könige die

Versicherung gegeben, sie sollten ungehindert ihres Glaubens leben dürfen.

Ein stilles Christentum war es, was die Gemeinden pflegten. Sie lebten zurückgezogen von der Welt und hielten sich von deren Vergnügungen fern. Sie führten keine Prozesse, sondern ließen ihre Streitigkeiten von ihren Predigern schlichten. Höchst selten fand sich unter ihnen ein Dieb oder anderer Verbrecher, da sie strenge Gemeindezucht übten. Ihre Kinder erzogen sie in ernster Frömmigkeit und lehrten sie, daß ein Christ auch fleißig arbeiten müsse und das Wirtshaus zu meiden habe. Daher sah es auf ihren Höfen auch sehr ordentlich aus, und ein königlicher Beamter sagte, — schon von weitem sehe man, wo ein gewöhnlicher, versoffener Bauer und wo einer von den fleißigen Mennoniten wohne. Um 1750 fing man an in deutscher Sprache zu predigen.

Gerrit Roosen. Auch in der großen Stadt Hamburg bildete sich eine Mennonitengemeinde. Viele von ihren Gliedern welche sich am Walfischfang beteiligten, besaßen eigene Schiffe. Als ihnen eine neue Kirche fehlte, versprachen sie einen Teil von dem Gewinne jenes Jahres zum Bau derselben. Und sieh, nie vorher war der Ertrag so groß wie in jenem Jahr. An dieser Gemeinde wirkte um 1700 ein sehr begabter Prediger, Gerrit Roosen. Er war von Haus aus Kaufmann, widmete sich aber seinem Amte mit großer Treue. Er machte weite Predigtreisen durch die Gemeinden und schrieb mehrere Bücher. Er starb 1711, an hundert Jahre alt.

In große Bekenntnisnot gerieten die Mennoniten während der Freiheitskriege. Schon vorher hatten sie Bedrückungen zu leiden und von 1786 an wanderten viele nach Rußland aus. Jetzt aber mußten sie ihre Höfe von französischen Soldaten plündern lassen und selber sollten sie in den Krieg ziehen. Dessen aber weigerten sie sich entschieden. Geld, Pferde, Leinwand u. s. w. gaben sie willig her, so lange etwas da war, aber ihrem Bekenntnis wollten sie nicht untreu werden. Sie hatten

darob viel Spott zu erdulden und die Regierung meinte, sie müßten gegen Napoleon kämpfen. Aber die Mennoniten erklärten sehr bestimmt, daß sich ihre Notwehr nicht bis zur Tötung eines Feindes erstrecken dürfe. Da ließ sich der König durch hohe Geldgaben zufrieden stellen.

In neuerer Zeit sind leider viele diesem mit so großen Opfern erkauften Grundsatz der Väter untreu geworden, ebenso fand manche weltliche Anschauung und Lebensweise Eingang, welche die Väter wohl verurteilt hätten. Viele sind nach Rußland und Amerika ausgewandert. Die jetzigen Gemeinden zählen zusammen an 13,000 Seelen. Durch Missionsfeste und Konferenzen werden nun auch hier die Gemeinden vereinigt. Ein Prediger in Danzig, Mannhardt, gründete 1853 die älteste mennonitische Zeitschrift in deutscher Sprache in Europa.

---

34. Die Mennoniten in Rußland.

Chortitz. Im Jahre 1786 erließ die russische Kaiserin Katharina II. an die Mennoniten in Preußen eine Einladung, nach Rußland zu kommen und sich dort anzusiedeln. Sie versprach ihnen Glaubensfreiheit und besondere bürgerliche Vorrechte. Das erschien vielen als ein Wink von Gott, der ihnen auf diese Weise helfen wollte. Zwei Deputierte, Höppner und Bartsch, untersuchten die Gegend der Ansiedlung und im Jahre 1789 gründeten sie mit einigen Hundert Familien an dem Flüßchen Chortitz am Dniepr mehrere Dörfer. Der Anfang war sehr schwer. Als ihre Kisten ankamen, da fanden sie die meisten mit Gerümpel angefüllt. Ihre eigenen Sachen waren gestohlen worden. Von den räuberischen Russen hatten sie auch ferner viel zu leiden. Da sie den dortigen Feldbau nicht verstanden, so lebten sie lange in bitterster Armut. Als die erste Taufhandlung vollzogen werden sollte, hatte der Aelteste kein Fußzeug. Zwei wohlhabendere Brüder schenkten ihm ein Paar

Stiefel. Zudem waren manche nur mit der Erwartung ausgewandert, in Rußland schnell reich zu werden. Diese waren nun bitter enttäuscht, beschuldigten die Deputierten der Unredlichkeit und so gab es viele böse Händel. Erst nach Jahrzehnten hob sich die Kolonie zu innerem und äußerem Wohlstand.

Molotschna. Im Jahre 1800 gab der Kaiser Paul I. den Mennoniten ein Privilegium, in dem er ihnen auf immer Befreiung vom Kriegsdienst und sonst Glaubensfreiheit überhaupt zusicherte. Das zog weitere Einwanderer herbei. So kam 1803 eine zahlreiche Gruppe von Familien, die sich an dem Flüßchen Molotschna, unweit des Asovschen Meeres, ansiedelten und hier an 18 Dörfer gründeten. Um sie herum wohnten teils Tataren, teils auch eingewanderte Deutsche. Viele dieser neuen Ansiedler hatten Mittel und so blühte die Molotschnakolonie bald empor und machte von sich reden. Die Dörfer waren alle gleichmäßig angelegt. Jedes Haus umgab ein Garten. Längs der Straße liefen Zäune. In der Mitte des Dorfes stand die Schule und oft eine Kirche. Um das Dorf herum lagen Wälder, Gemüsegärten, dann die Viehtriften und Getreidefelder. Ordnung, Fleiß, Reinlichkeit wurde als ein teures Erbgut der Väter gepflegt.

Ein stilles Christentum fand sich in diesen Dörfern, deren Zahl im Laufe der Zeit bis auf 50 stieg, weil weitere Zuzüge aus Preußen kamen. Es entstanden an neun Gemeinden. An den hergebrachten Gemeindeordnungen wurde festgehalten; Streitigkeiten suchte man zu vermeiden; selten suchte man sein Recht bei den russischen Gerichten; einer half dem andern durch Geldanleihen gegen niedrige Zinsen u. s. w. Es bildete sich ein Verein, der Hochschulen gründete und die Dorfschulen hob. In vielen derselben arbeiteten fromme Lehrer. Ebenso segnete Gott manche Gemeinden mit sehr tüchtigen Predigern und Aeltesten, wie z. B. an der Gemeinde zu Ohrloff Aeltester Johann Harder und an der Gemeinde zu Gnadenfeld Aeltester Lenzmann in großem Segen wirkten.

An traurigen Zügen fehlte es freilich auch nicht. Viele sträubten sich gegen jedes Opfer, das sie für Schule und Kirche bringen sollten. Viele stellten gute Wirtschaftlichkeit höher als lebendiges Christentum. Von irgendwelchen neuen Lebensbewegungen in der Kirche, z. B. die Beteiligung an der Heidenmission, wollte man lange nichts wissen, mit Ausnahme kleiner Kreise. Dagegen gab es viel weltliches Treiben auf Jahrmärkten und im Dorfsleben. Dazu kamen böse Zwiste. Daher kam es, daß sich einige Kreise von der allgemeinen Gemeinschaft absonderten und unter der Benennung „Brüdergemeinde" eigene Gemeinden gründeten.

Zu Bekenntnisfragen ernstester Art kamen die russischen Mennointen in den 70er Jahren, als sie merkten, daß die Regierung auch sie langsam zur persönlichen Militärpflicht heranziehen wolle. Ihren Deputationen erklärten die Minister in St. Petersburg, daß sie etwas tun müßten, wenn auch nicht gerade das Schwert ziehen. Infolge dessen wanderten im Jahre 1874 an Tausende nach Amerika aus. Einige gingen auch nach Turkestan. Die meisten blieben wohnen und genügen nun ihrer Staatspflicht durch Forstdienste, indem ihre Jünglinge in eigenen Forsteien Wälder anpflanzen und pflegen. Sie stehen dabei unter der kirchlichen Aufsicht eigener Prediger.

Gegenwärtig gibt es in Rußland an 70,000 Mennoniten. Die meisten wohnen in den Kolonien Chortitz und Molotschna. Viele sind von dort weiter gezogen nach der Krim, dann aber auch nach der Wolga, nach Ufa bei Orenburg, nach dem Kuban und der Westküste des Kaspischen Meeres. An der Wolga entstand 1850 eine eigene Ansiedlung preußischer Mennoniten. In allen Gemeinden nimmt man jetzt teil an der Heidenmission. Auf gemeinschaftlichen Konferenzen werden die wichtigsten Fragen besprochen. In den Dorfschulen und Hofschulen wird Deutsch und Russisch gelehrt.

---

35 Die Mennoniten in der Schweiz.

Verfolgung aller Art war das tägliche Brot der Schweizer Mennoniten, oder Täufer, wie sie hier geheißen wurden, bis in die neuere Zeit herein. Sie fanden sich hier hauptsächlich in den drei Kantonen Basel, Zürich und Bern, deren Bevölkerung und Regierung reformiert waren. Aber, was diese für sich beanspruchten, nämlich Gewissensfreiheit, das versagten sie andern. Somit erging hier ein Mandat nach dem andern gegen die Täufer und zwar oft in steigender Schärfe. Als diese nämlich nach der Schlacht bei Kappel, 1531, etwas Freiheit erhielten, wuchs ihre Zahl schnell. In der Staatskirche sah es an vielen Orten recht traurig aus. Fluchen, Schwören, Streiten und andere liederliche Dinge trieb alt und jung. Bei den Täufern drang man auf ein ernstes, stilles, frommes Leben. Weil sie aber am Krieg nicht teilnehmen, noch schwören, noch von ihrer eigenen Gemeinde abstehen wollten, erklärte man sie für staatsgefährliche Leute und verordnete, daß sie sich der reformierten Kirche anschließen oder das Land verlassen sollten. Wer wiederkäme, solle mit Ruten gepeitscht, ins Gefängnis gelegt und getötet werden. Viele flohen nach dem Elsaß und der Pfalz und gründeten hier neue Gemeinden.

Galeerenstrafe wurde sogar einer ganzen Anzahl zuteil. Die Regierung überließ die standhaften Täufer den italienischen und französischen Ruderboten, wo sie, an Ketten gefesselt, in glühender Sonnenhitze in Gemeinschaft mit dem schlimmsten Gesindel rudern mußten. Die Täufer aber fühlten sich als freie Bürger eines freien Landes, denen Unrecht geschah, und so versuchten sie zu entfliehen. Diese kehrten zurück, indem die Liebe zu Weib und Kind und Heimat jede Gefahr aufwog. Zudem durften sie auf den Beistand vieler Mitbürger rechnen, welche sie als „heilige Lütt" verehrten und ihre Verfolgung verurteilten.

Hans Landis war der letzte Märtyrer der Mennoniten.

1614. Er war ein Prediger und vertrieben worden. Zurückgekehrt, wurde er zum Tode verurteilt. Er sagte, er wisse nicht, wohin er gehen solle, zudem sei er alt und fürchte den Tod nicht. Der Scharfrichter gab ihm Gelegenheit zu entfliehen, aber er wußte, daß wohl andere Beamten gleich hinter ihm her sein würden, und so ging er gefaßt und betend seinem Ende entgegen.

Die holländischen Mennoniten nahmen sich ihrer verfolgten Brüder in lobenswertester Weise an. Im Jahre 1641 hörten sie, daß viele in den Gefängnissen seien und hier schlimm behandelt würden. Da sammelten sie Geld für dieselben und gedachten ihrer im Kirchengebet. Sodann bewogen sie 1660 ihre Regierung, den Schweizer Behörden Vorstellungen zu machen, doch nicht Leute wegen ihres Glaubens zu verfolgen, durch welchen sie selig werden wollten. Das half nicht viel, milderte aber die Härte gegen die Täufer für einige Zeit, so daß viele auswandern konnten. Die meisten derselben waren sehr arm und zogen weinend ihre Straße. Sehr brüderlich sorgten aber die holländischen Brüder für sie, so daß sie sich in der Pfalz anbauen konnten.

Täuferjäger. Sehr heftig trat die Regierung zu Ende des 17. Jahrhunderts gegen die Täufer auf. Sie sollten alle ihre Kinder zur Taufe bringen und ihre Gemeinde aufgeben. Daher sollten alle ihre Prediger eingefangen werden, und liederliche Menschen bekamen ein gut Stück Geld, wenn sie einen gefangenen Lehrer einbrachten. Daher hielten die Täufer ihre Gottesdienste hinter den Gräben und im Gebüsch. Wiederum bewogen die holländischen Mennoniten ihre Regierung, sich der bedrängten Täufer in der Schweiz anzunehmen und es gelang dieser, ihnen eine gewisse günstige Auswanderungsfreiheit zu verschaffen. An 350 Täufer verließen 1711 ihr Vaterland und siedelten sich in Holland an.

Eine tiefgehende Spaltung entstand i. J. 1693 durch den Aeltesten Jakob Amman aus dem Elsaß. Er meinte, die Ge-

meinden seien verweltlicht und lax in der Kirchenzucht geworden. Somit forderte er strenge Beobachtung von Kleiderregeln, scharfe Absonderung von andern und Ausschluß eines jeden aus der Gemeinde, welcher den Vorschriften derselben nicht gehorsam war. An den Kleidern sollte man z. B. nur Heftel, an den Schuhen nur Bänder oder Riemen tragen. Später meinte er wohl, er sei vielleicht auch zu streng gewesen. Aber das damalige Bauernleben in den Dörfern war im ganzen eher heidnisch als christlich. Die neue Richtung hieß man allgemein: „Die Amischen Mennoniten" oder einfach „die Amischen."

Gegenwärtig gibt es in der Schweiz nur acht Gemeinden mit zusammen an 1500 Seelen. Hunderte von Familien sind eben im Laufe des letzten 18. und 19. Jahrhunderts ausgewandert, meistens nach Nordamerika, wo sie sich in Pennsylvanien, Ohio und Indiana u. s. w. angesiedelt haben. In der Schweiz befinden sich die größten Gemeinden im Emmental bei Langnau und auf dem Jura. Sie haben Sonntagschulen, Gesangfeste und Konferenzen eingeführt und suchen die alten Tugenden der Väter zu bewahren. Als Staatsdienst leisten sie im Falle eines Krieges freiwillige Krankenpflege.

---

36. Die Täufer und Mennoniten in Mähren und Süddeutschland.

Gute Zeiten kamen für die Gemeinden in Mähren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, so daß die „Hutterschen" einen Bruderhof nach dem andern bauen durften. Sie führten auf denselben ein stilles, arbeitsames, frommes Leben nach der Art ihrer Väter. Man schätzte sie hoch als tüchtige Landwirte, Weingärtner und Handwerker. Sie lieferten die besten Haarsiebe, Lederwaren, Webstoffe, die besten Sensen und Messer des Landes. Niemand verstand bessere Mühlen einzurichten als sie. Mähren erschien ihnen als das „Kanaan" der Kinder

Gottes. Jedes Jahr ließen sie daher eine Reihe Sendboten in die umliegenden Länder ausziehen, um dort Genossen zu werben und nach Mähren zu führen. In vielen Fällen wurden diese Apostel aber ergriffen und hingerichtet. Sehr fest glaubten die „hutterschen" Brüder, daß ihre Gemeindeform die einzig richtige sei. In ihren Bruderhöfen soll es um 1600 an 80,000 Seelen gegeben haben; einige meinen freilich, es seien nur 20,000 gewesen.

Grausame Verfolgungen ergingen dann aber über diese Gemeinden während des 30jährigen Krieges und nachher durch die Einfälle der Türken. Im Jahre 1622 wurden alle Täufer aus Mähren vertrieben. Viele wurden mitten im Winter aus ihren Höfen gejagt, so daß sie sich in der bittern Kälte kaum am Leben zu erhalten wußten. Die andern Einwohner des Landes schrieen sie an, es sei nur billig, daß man sie so behandle; man solle sie erwürgen und verbrennen. In Ungarn ließ sie Gott ein neues Asyl finden, wo sie wieder große Bruderhöfe anlegten. Aber hier fiel das rohe Kriegsgesindel über sie her, schleppte alles Gut fort, brannte die Gebäude nieder und erschlug eine Reihe der Brüder. Ebenso wild hausten später die Türken. Diese raubten sogar eine Anzahl Mädchen und Frauen, von welchen manche nie wiederkehrten.

Ein wehmütiger Zusammenbruch dieser Gemeinde kam dann im 18. Jahrhundert. Es war nicht leicht, die Jugend in der väterlichen deutschen Sitte und Frömmigkeit zu erhalten. Die Umgebung war slavisch und streng katholisch. Manche fielen ab vom alten Glauben. Die Einrichtung der Gütergemeinschaft ließ sich auf die Dauer nicht halten. Dann aber kamen heftige Angriffe der römischen Regierung auf die Eigenart der Gemeinden. Diese sollten ihre Kinder von Jesuiten taufen lassen und bald einfach ganz katholisch werden. Als sie sich weigerten, schloß man ihnen die Kirche zu, setzte die Prediger gefangen und schlug diejenigen mit Stöcken, welche nun nicht zum römischen Gottesdienst kommen wollten. Sobotisch hieß

der Hauptort der Gemeinden. Viele wußten zu entkommen und fanden zuletzt im südlichen Rußland eine neue Heimat. In Ungarn traten die andern 1782 förmlich zur römischen Kirche über. Es waren aber nur noch 137 Personen. Manche waren auch nach Preußen geflohen. Die „hutterschen" Mennoniten wanderten 1874 alle nach Nordamerika aus.

Die süddeutschen Gemeinden hatten während des ganzen 16. Jahrhunderts blutige Verfolgungen zu erleiden. Sonst fromme Theologen der Staatskirche sahen dies für richtig an. Nur in Straßburg war man tolerant und auch der Landgraf Philipp von Hessen wollte keinen seines Glaubens wegen hinrichten lassen. In den katholischen Ländern, besonders Baiern, verfuhr man aber ganz nach der alten Art. Da hieß es, der und der solle verbrannt werden, weil er vom Glauben seiner römischen Eltern abgefallen sei und das Abendmahl so feiern wolle, wie Christus es gehalten habe, — nicht aber nach der Vorschrift der römischen Kirche. Die letzten Märtyrer waren hier mährische Sendboten, ein Markus Eder und Heinrich Poltzinger, welche 1605 enthauptet wurden. Demselben Schicksal fiel noch 1618 eine Frau am Bodensee anheim, weil sie zu den „Hutterschen" nach Mähren ziehen wollte. Viele Täufer verließen aber auch die väterliche Gemeinschaft und traten zur reformierten Kirche über und durch den 30jährigen Krieg wurden sodann die süddeutschen Gemeinden so gut wie vollständig vernichtet.

Neue Gemeinden blühten hier aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts empor, indem Hunderte der aus der Schweiz vertriebenen Täufer im Elsaß und in der Pfalz sich niederlassen durften. In den meisten Fällen waren sie blutarm und litten daher bittere Not. Da nahmen sich die holländischen Brüder ihrer an und sandten ihnen Geld und Lebensmittel. Da sie sehr fleißig und sparsam waren, so kamen sie wirtschaftlich bald empor und hatten nun vom Neid ihrer Nachbarn zu leiden. Auch sonst wurden sie mit schweren Abgaben belastet.

durften keine hohen Schulen beziehen und sollten ihren Glauben nur für sich behalten. Das bewog viele, nach Nordamerika auszuwandern, manche erhielten dabei in Holland Unterstützung zur Reise. Die Dableibenden hielten an den bewährten Tugenden der Väter fest, so gut es ging, — besonders auch an der Wehrlosigkeit, bis sie durch Napoleon und in neuerer Zeit durch das allgemeine Wehrgesetz zur Teilnahme am Krieg gezwungen wurden.

der Pfalz an 30 größere und kleinere Gemeinden, — dazu noch
Gegenwärtig gibt es hier — in Hessen, Baiern, Baden, an 25 Gemeindlein im Elsaß und südöstlichen Frankreich. Letztere sind schon sehr französisch geworden. In der Pfalz haben die Mennoniten auf dem Weierhof eine sechsklassige Realschule. Fromme und tüchtige Männer haben dem geistlichen Leben der Gemeinden einen neuen Aufschwung zu geben vermocht. Weiter den Rhein hinab finden sich zu Neuwied, Krefeld, dann in Ostfriesland zu Emden, Norden und Leer mennonitische Gemeinden; in Krefeld zählt dieselbe über 1100 Seelen. Von hier wanderten die ersten Mennoniten nach Amerika aus, im Jahre 1683. Viele Mennoniten gehören hier den reichen und vornehmen Ständen an.

---

37. Die Mennoniten in Amerika.

Germantown. Die erste Ansiedlung von Mennoniten in unserm Lande entstand 1662 zu Horekill am Delaware. Die Ansiedler kamen von Amsterdam. Die Kolonie wurde aber von Engländern zerstört. Die erste dauernde Niederlassung wurde 1683 zu Germantown in Pa. gemacht. Es waren 13 Familien aus Krefeld, die sich hier unter der Leitung eines Franz Daniel Pastorius anbauten und so den Grund zur Stadt Philadelphia legten. Sie trafen hier mit den Quäkern zusammen und hielten mit ihnen gemeinschaftlich Gottesdienst. Drei Mennoniten

und der genannte Pastorius reichten hier 1688 an die Quäkerversammlung den ersten Protest gegen die Sklaverei ein. Von Beruf waren sie meistens Weber und bald bauten sie Strumpffabriken. Bald kamen auch weitere Glaubensbrüder aus Hamburg und der Pfalz, die sich auf dem Feld- und Weinbau verstanden. Dadurch gelangte die Ansiedlung zur Blüte und bald wurden weitere Niederlassungen gegründet.

Mangel an Büchern machte sich besonders geltend. Nicht einmal im Versammlungshaus hatte man eine Bibel. In allen Häusern fehlten Bibeln, Testamente und Gesangbücher. Da wandten sie sich nach Amsterdam um Hilfe. Dort wußte man diesmal aber auch nicht gleich Rat. Schnell entwickelten nun die amerikanischen Brüder ihre heimischen Kräfte. Ein Christoph Sauer aus Westfalen druckte im Jahre 1743 die erste deutsche Bibel in Amerika, 40 Jahre vor der ersten englischen Bibel. Und das zweite deutsche Buch, das hier erschien, war der große Märtyrerspiegel, der aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt wurde. 1748 war es fertig und bald fand sich ein Exemplar in fast jeder Familie.

Christopher Dock war ein sehr tüchtiger Schulmeister in der neuen Ansiedlung. Er war aus Deutschland eingewandert, trieb auch einige Zeit ein Gewerbe, fand aber bald seinen Beruf in der Schule. Mehrere Monate jährlich sammelte er in dem einfachen Versammlungshause zu Germantown die Kleinen um sich, malte ihnen Vögel und Blumen, wenn sie fleißig waren, so daß es bei ihm meistens ohne Schläge herging, was damals eine große Seltenheit war. Er führte seine Schüler zum Herrn, den er selbst rechtschaffen liebte. Er war so sanftmütig, daß es hieß, er gerate nie in Aerger. Er schrieb eine Schulordnung, in der viel von dem steht, was heute als ein neues Stück in der Pädagogik hingestellt wird. Sie ist die erste pädagogische Schrift dieser Art in Amerika. Als er eines Abends nicht nach Hause kam, suchte man ihn und fand ihn in seiner Schule auf den Knieen — tot. Betend hatte ihn sein

Meister abgerufen im Jahre 1771. Er war 80 Jahre alt geworden. Das jetzige, einfache mennonitische Kirchlein in Germantown steht an derselben Stelle, wo Docks Schulhäuschen stand.

Schwierigkeiten ernsterer Art gab es mit den Indianern und der Regierung. Anfangs freilich lebten die Mennoniten, wie die Quäker, mit den Rothäuten in tiefem Frieden, gingen mit ihnen auf den Fischfang u. s. w. Als dann jedoch später ein Krieg nach dem andern mit diesen ausbrach, da wurden auch die mennonitischen Ansiedlungen nicht verschont. In Virginien hatte sich eine zahlreiche Gruppe in einer einsamen Gegend angesiedelt. Diese wurden niedergemetzelt und selbst in Pennsylvanien wurden 50 getötet und viele ihrer Habe beraubt. Dadurch kam die Ansiedlung in solche Not, daß man sich 1758 nach Holland um Unterstützung wandte, die ihnen auch zuteil wurde. Im Revolutionskrieg wollte die neue Regierung auch die Mennoniten als Soldaten einreihen. Aber sie bestanden darauf, daß es ihnen Gewissenssache sei, nicht zu kämpfen. Und man ließ sie schließlich unbehelligt.

Weitere Ansiedlungen entstanden in rascher Folge weiter westlich in Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois, ja nördlich hinauf nach Canada. Namentlich aus der Pfalz und der Schweiz wanderten große Gruppen ein. Viele von ihnen erhielten Unterstützung von den holländischen Brüdern. In unserm Jahrhundert wanderten auch viele aus den östlichen Staaten nach dem Westen, so daß sich heute an manchen Orten nur einige mennonitische Familien finden, wo früher große Gemeinden waren. Schade, daß man bei der nötigen Sorge für das Irdische die Hauptsache oft sehr aus den Augen verlor, für Schule und Kirche wenig übrig hatte und sich oft mit einem magern Gewohnheitschristentum begnügte. Doch es wird die Einfachheit, Aufrichtigkeit und der Fleiß der amerikanischen Mennoniten auch heute allgemein gerühmt.

Ein neuer Eifer im Aufbau des Reiches Gottes entstand

um die Mitte des 19. Jahrhunderts in verschiedenen mennonitischen Kreisen unseres Landes. In Pennsylvanien gründete ein Prediger Oberholzer ein religiöses Blatt, in Elkhart, Ind., ein Prediger John F. Funk ein mennonitisches Verlagshaus, wo Menno Simons' Schriften und der „Märtyrerspiegel“ gedruckt wurden. Ebenso begann man sich auf gemeinsamen Konferenzen eifriger zu beraten als vorher. Im Jahre 1861 entstand die sogenannte „Allgemeine Konferenz,“ welche Heidenmission und eine höhere Schule anstrebte. Sonst haben die „Alten,“ „Amischen“ u. s. w. Mennoniten ihre eigenen Konferenzen.

Gegenwärtig gibt es in den Vereinigten Staaten an 120,000 Mennoniten, in Canada über 31, 000. Seit 1874 sind Hunderte von Familien aus Südrußland und Preußen eingewandert und haben hier in den westlichen Staaten und in Manitoba und andern Provinzen Canadas eine neue Heimat gefunden. Den Armen unter ihnen wurde von den amerikanischen Brüdern reichlich mitgeholfen. Sie suchen das Deutsche besonders noch durch deutsche Gemeindeschulen zu pflegen. Die amerikanischen Mennoniten haben jetzt auch mehrere Hochschulen. Wohl alle Gemeinden betonen noch und üben auch die väterlich ererbte Wehrlosigkeit.

---

38. Mennonitische Missionsarbeit auf der Insel Java.

Der Missionssinn entwickelte sich in unsern Gemeinden erst in neuerer Zeit. Fast in allen Ländern, wo sie wohnten, wurden sie ja bedrückt und verfolgt und sie wußten oft kaum, wie sie sich selber erhalten und bauen sollten. Als sich dann einzelne Kreise unter ihnen für dies große Werk Gottes zu interessieren anfingen, da unterstützten sie andere Gesellschaften. In Holland bildete sich um 1825 ein Missionsverein, der

seine Einnahmen an eine Baptistengesellschaft in England abgab. In Preußen sammelte man für das Missionswerk der Brüdergemeinde, in Rußland für die Barmermission. Endlich fingen die Mennoniten aber auch an, eigene Missionsstationen anzulegen.

Im Jahre 1847 bildete sich in Holland eine eigene mennonitische Missionsgesellschaft, welche 1851 den Missionar J. P. Janß nach **Java** aussandte. Dieser ließ sich im nordöstlichen Teil derselben, bei Japara, nieder und begann nun mutig die fremde Sprache zu erlernen und in ihr den Heiden das Evangelium zu predigen. Java ist eine sehr schöne Insel, mit prächtiger, tropischer Vegetation. Hier gedeiht der Reis vorzüglich und bildet die Hauptnahrung des Volkes. Daneben baut man Tee, Indigo, Baumwolle, Tabak, Gewürze und die Chinarinde. Auf der Insel wohnen über 21 Millionen Menschen.

Die Missionsarbeit auf Java erwies sich aber bald als eine schwere Aufgabe. Das heiße Klima erschlafft nicht nur den Europäer, sondern auch die Eingebornen. Zudem sind die Javaner von Haus aus faul, stumpfsinnig, mißtrauisch gegen die Fremden, dazu abergläubisch, diebisch und der Unzucht ergeben. Höhnisch sagen sie oft zum Missionar bei seiner Predigt: „Das paßt nicht für mich;" oder: „Ich will nicht in den holländischen Himmel!" Zudem fröhnen alt und jung dem Genuß des Opiums; einer der letzten Dienste, welchen Kind oder Weib dem Sterbenden erweist, besteht oft darin, daß man ihm noch eine Pfeife mit Opium stopft, um sich an derselben zu betäuben. Auch die auf Java wohnenden europäischen Beamten und Plantagenbesitzer waren der Missionsarbeit nicht freundlich gesinnt. Nach allen Seiten hin zeigte sich das Feld als ein harter und steinigter Boden.

Schöne Erfolge der Mission blieben aber nicht aus. Auch im tief gesunkenen Javanen lebt ja ein Durst nach Heil und Glück, welcher nur bei Christus gesättigt werden kann. Am 10. April 1854 hatte Missionar Janß die Freude, seine Erst-

linge, einen Mann und vier Frauen, taufen zu dürfen und damit eine javanische Christengemeinde zu gründen. Ebenso begann er eine Schule inmitten der dichten Bevölkerung. Ein holländischer Schulmann, Schnurmanns und seine Frau, zogen nach Java und übernahmen dieselbe, bis sie krankheitshalber nach Europa zurückkehren mußten. Sie erlebten viel Freude an den Kindern, aber auch bittere Enttäuschung, indem viele Schüler in ihren heidnischen Unarten hängen blieben. Die Gemeinde zählte nach 25jähriger Missionsarbeit an 75 Seelen. In den letzten 20 Jahren hat sich der altgewordene, erste mennonitische Missionar literarischen Arbeiten gewidmet. Er hat die ganze Bibel ins Javanische übersetzt, zudem eine javanische Grammatik und weitere Schulbücher herausgegeben. Alle seine Sachen werden hoch geschätzt und die holländische Regierung hat ihm ihren höchsten Orden verliehen. Nie ist er nach seiner Entsendung nach Java in Europa gewesen. Auf seinem Arbeitsfelde hat er sein 50jähriges Jubiläum als Missionar gefeiert. Dort verbrachte er seinen Lebensabend; am 7. Juni 1904 ist er heimgegangen.

Weitere Arbeiter auf dem javanischen Missionsgebiet sind—P. A. Janßz, der Sohn des alten Missionars und sodann drei russische Missionare: J. Fast, J. Hübert und J. Klaaßen. Der erstgenannte, Janßz, ist seit 1878 tätig. Er hat schon schwere Prüfungen erlebt; eine Gattin und zwei Söhne starben binnen kurzer Zeit, er selbst war oft leidend. Er übernahm die Station Mergaredja und gründete dort ein Christendorf. Am wohlsten fühlt er sich in der Schule; er ist Schulmann durch und durch. Missionar Fast kam i. J. 1888 nach Java und widmete sich besonders der Predigt an den Heiden. Dann übernahm er die Gemeinde zu Mergaredja und erbaute dort eine schöne Kirche. Seit einigen Jahren leitet er das Werk auf der Station Kaju-apu. Missionar Johannes Hübert langte i. J. 1893 auf Java an und wirkt seidem auf der Station Kedungpendjalin. Im Jahre 1899 langte Missionar

Klaaßen bei den andern an und widmet sich seitdem in Mergaredja besonders der Krankenpflege. Allen diesen Missionaren stehen schon eingeborne Prediger und Lehrer zur Seite. Die mennonitischen Gemeinden auf Java zählten 1903 zusammen an 190 Seelen.

Mergaredja ist ein von Missionar P. A. Jantz vor 25 Jahren angelegtes Christendorf, in welchem aber auch heidnische Familien wohnen dürfen, wenn sie sich den christlichen Einrichtungen fügen wollen. Auf diese Weise gelingt es, besonders die Kinder und jungen Leute, dem schlimmen Tun und Treiben einer rein heidnischen Umgebung zu entziehen. Im J. 1903 zählte sie an 100 Haushaltungen. An der Spitze des Dorfes steht ein javanischer Aufseher, der aber dem Missionar verantwortlich ist. Das Land ist von der Regierung gepachtet worden. Man baut Reis, Muskatnüsse, und hält Brücken, Wege u. s. w. in guter Ordnung. Die Schule befindet sich unter der Aufsicht von P. A. Jantz und zählte 1903 an 200 Schüler mit 6 eingebornen Lehrern. Der Kinder ganze Freude ist der Gesang. Man singt Naturlieder wie: „Täubchen, ihr mit weißen Federn“ — besonders aber christliche Lieder und unter diesen manche von J. Sankey, in die javanische Sprache übersetzt.

Krankenpflege an Christen und Heiden ist ein besonderes Stück der javanischen Mission. In Mergaredja steht Missionar Klaaßen einem besondern Hospital vor. Manche Heiden versprechen in der Not, sich zu bekehren, aber in den meisten Fällen hält dieser Vorsatz nicht stand. Im Jahre 1903 brachte man einen Mann ins Hospital, welcher beim Stehlen von Feldfrüchten ergriffen worden war und tötliche Wunden erhalten hatte. Es gelang jedoch ihn zu heilen. Aber in der ersten Nacht nach seiner Entlassung versuchte er wieder zu stehlen. Ein anderer raubte seinem kranken Nachbar die Kleider, als er gesund das Hospital verlassen durfte. Trotzdem wird auf allen Sationen das Evangelium mutig weiter verkündigt auf

allerlei Weise. In Mergaredja sind oft 450 Personen beim Gottesdienst anwesend.

---

39. Mennonitische Missionsarbeit auf Sumatra.

Die holländische Missionsgesellschaft hat ihren Sitz in Amsterdam; dort ist die Heimat ihrer Behörde, sonst aber hat sie sich von Anfang bemüht, auch bei andern Mennoniten in Europa Teilnahme an ihrem Werk zu gewinnen — und das mit wachsendem Erfolg. Eine Gemeinde nach der andern in Deutschland unterstützte sie bald mit namhaften Beiträgen und betrachtete die holländische Mission als ihr Werk. Von wesentlicher Bedeutung ist sodann die Beteiligung der südrussischen Gemeinden für dieselbe geworden. Von den fünf Missionaren, welche gegenwärtig auf den holländischen Stationen arbeiten, stammen vier aus Südrußland und zwei weilen daheim. Im Jahre 1903 hatte die Missionskasse eine Einnahme von 30,000 Gulden; davon kamen aus Holland an 8,000, aus Südrußland an 12,000. Die Verbindung mit den südrussischen Mennoniten ermöglichte es auch dem holländischen Komitee auf Sumatra eine neue Mission zu beginnen.

Sumatra ist eine der schönsten und fruchtbarsten Inseln der Erde. Hier finden sich hohe Berge und breite Täler; hier gedeiht vorzüglicher Reis; hier bebaut man weite Kaffeeplantagen; in den dichten Wäldern hausen Tiger, Elephanten und die klügsten Affen. Im Westen und Norden der Insel wohnen die intelligenten Battas oder Batakken, in großen Dörfern, welche sie Hutas oder Kompongs heißen. Jedes derselben bildet eine Art eigner Staat unter einem Radja, oder Häuptling. Die Battas haben viele Sagen über die Schöpfung und ihre eigene Geschichte. Ihre Religion besteht in einer abergläubischen Furcht vor bösen Geistern, den Begus. Daneben sind sie von Haus aus wilde Kannibalen. Die ersten Missionare, Mun-

son und Lymann, welche 1834 von Amerika zu ihnen kamen, erschlugen und verzehrten sie. In den letzten Jahren hat der Islam unter ihnen viele Anhänger gewonnen. Der läßt ihnen die Vielweiberei und täuscht sie über das Grundverderben des Menschen; da hat denn die Predigt des Evangeliums ein hartes Feld.

Pakanten hieß die erste mennonitische Missionsstation auf Sumatra. Sie liegt etwa in der Mitte der Insel, gerade unter dem Aequator. Im Januar 1871 wurde sie von Missionar H. Dirks aus Südrußland gegründet. Die Radjas nahmen ihn freundlich auf, sagten aber von vornherein, Christen würden sie nicht werden. Bald aber bewies das Wort Gottes seine Kraft an den Herzen ihrer Leute; denn schon im August konnten drei Battas getauft werden und zu Weihnachten weitere fünf. Missionar Dirks richtete eine Schule ein, welche bald gut besucht wurde und auch die Gemeinde wuchs langsam. Bald gingen aus ihrer Mitte tüchtige Lehrer und Evangelisten hervor. Man erbaute eine schöne Kirche. Als Dirks nach zehn Jahren heimkehren mußte, zählte die Gmeinde 63 Getaufte und 51 Kinder.

Die weitere Arbeit ging nun langsamer, aber erfreulich voran. Ein Missionar Irle versah die Station für eine Reihe von Jahren. Im J. 1888 langte Missionar Nikkel aus Südrußland an und widmete sich seinem hohen Berufe mit großem Eifer. Er lebte unter den Battas wie ein Batta, schlief mit ihnen auf derselben Erde, aß mit ihnen aus derselben Schüssel. Er gründete einen Posaunenchor und legte ein christliches Dorf an. Im J. 1893 durfte er 30 Personen taufen. Es kamen jedoch auch bittere Erfahrungen. Mehrere Glieder der Gemeinde fielen in schwere Sünden und mußten ausgeschlossen werden, sogar einige der Gehilfen. Wegen der vielen Streitigkeiten in der Gemeinde ließ Missionar Nikkel einmal das Weihnachtsfest ausfallen und verschob die Bescherung auf das nächste Jahr.

Muara Sipongi ist der Name der zweiten Missionsstation auf Sumatra. Sie wurde i. J. 1890 von Missionar N. Wiebe aus Südrußland angelegt — drei Stunden westlich von Pakanten,— unter dem Stamm der Ulus, einem verkommenen, stumpfsinnigen Volke. Hier sind die Männer Sklaven ihrer Frauen. Man war sehr mißtrauisch gegen den Missionar; man meinte, jeder Getaufte trüge ihm bei seiner Behörde ein schönes Stück Geld ein. Erst nach sechsjähriger, mühsamer Arbeit konnten hier die ersten getauft werden. Dann folgten bald mehr, sogar ein Häuptling, ein Radja. Wiebe legte ein eigenes Christendorf an, welches höchst vorteilhaft emporblühte.

Gegenwärtig leitet der 1901 aus Südrußland gekommene Missionar J. Thiessen die beiden Stationen, indem die Missionare Nikkel und Wiebe zu ihrer Erholung in Europa weilen. Als Thiessens Braut anlangte, da war die Freude der Christen groß. Immer wieder riefen sie: "Tale Njouja, tale Tuan!" Mit viel Hingebung widmet sich auch hier der Missionar der Krankenpflege. Und sonst ist viel zu tun. Am Sonntag ist zweimal Gottesdienst; Dienstag und Freitag Singstunde. Mittwoch ist Betstunde; Donnerstag Bibelbesprechung. Zudem hält die Missionsfrau wöchentlich eine Frauenversammlung, wo Bibelsprüche aufgesagt und besprochen werden und sodann Unterricht im Nähen erteilt wird. Manche der Christen sind schon selig heimgegangen. Im J. 1903 zählten die Gemeinden zu Pakanten und Muara Sipongi zusammen 80 Mitglieder und 91 Kinder.

40. Mennonitische Missionsarbeit unter den Arapahoes und Cheyennen.

In Amerika entwickelte sich ein tatkräftiges Missionsinteresse erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In Pennsylvanien, Ohio, Jowa und auch in Canada erkannten denkende Männer die wichtige Pflicht der Christen, den Heiden das

Evangelium zu bringen. Man hielt Missionsstunden und sammelte Gaben für die heilige Sache. In der ersten mennonitischen Hochschule unseres Landes, zu Wadsworth, Ohio, erklärte sich einer der Schüler bereit, dem Herrn unter den Heiden dienen zu wollen. Im Missionshause zu Barmen in Deutschland vollendete er seine Studien. Im J. 1874 kehrte er zurück und suchte nun ein passendes Missionsfeld. Er machte sogar eine Reise nach Alaska. Schließlich entschied man sich jedoch für das arme Indianervolk im damaligen Indianer Territorium.

Unter den Arapahoes bei der Agentur Darlington legte Missionar S. S. Haury i. J. 1880 seine Missionsstation an. Dieser Stamm war vor kurzem von der Regierung hierher geführt worden und zählte an 1700 Seelen. Ihre Heimat war Wyoming gewesen. Im Indianer Territorium wurden sie nun teilweise von der Regierung unterhalten und sollten langsam Landbau und Viehzucht lernen. Somit wurde auch auf der Missionsstation eine Kostschule angelegt, wo die Schüler nebenbei auch in Garten und Feld schaffen mußten. Im J. 1882 wurde das Haus durch Feuer zerstört, wobei ein Kind des Missionars und drei Indianerkinder erstickten. Es wurde aber sofort ein größeres Gebäude aufgeführt. Im selben Jahre schenkte die Regierung den Mennoniten ein altes Fort, Cantonment, um dort eine zweite Station anzulegen. Hierhin ging Haury, und ein weiterer Missionar, H. R. Voth, übernahm Darlington. Später wurde auch in Halstead, Kansas, eine indianische Kostschule errichtet. Für einige Jahre unterrichtete man in diesen Schulen an 150 Kinder.

Die Missionsarbeit war schwer und schwierig. Die Indianer wollten ihr Nomadenleben fortsetzen und waren mit ihren Zelten bald hier, bald dort. Sie stecken in schlimmen heidnischen Unsitten. Ein Mann hält die Arbeit unter seiner Würde. Oft von weither und im kältesten Wetter müssen die Frauen Holz und Wasser herbei schaffen. Zudem ist ja der Indianer stolz und mißtrauisch gegen die Weißen. An seinen

überlieferten Eigentümlichkeiten hängt er mit ganzer Seele. Viele Arten Tänze bilden ein Hauptstück in seiner Religion. Stirbt jemand, so weint und jammert man entsetzlich und zeigt, daß die Heiden Menschen sind, welche keine Hoffnung haben. Sehr schwer ist die Erlernung ihrer Sprache.

Der Erfolg der Arbeit kam langsam, — aber er kam. Die Kinder lernten in den Schulen englische Lieder singen und die biblischen Geschichten und zeigten oft viel guten Willen, fromm zu werden. Manche starben früh, bewiesen es aber vor ihrem Hinscheiden, daß sie nicht umsonst von Jesu gehört hatten. Auch von den Alten horchten manche in der Sterbestunde mit tiefem Heilsverlangen auf das Evangelium. Im J. 1888 wurde unter den Schülern zu Darlington ein Mädchen getauft, mehrere dann bald in Halstead. Später folgten auch einige Alte. Im Jahre 1897 wurde zu Cantonment eine kleine christliche Arapahoen-Gemeinde organisiert.

Unter den Cheyennen begann i. J. 1891 ein aus der Schweiz gekommener Missionar, R, Petter, Mission zu treiben. Zu Cantonment hatte man ein großes Missionshaus errichtet. Dort wohnte er und besuchte von da aus die Indianer in ihren Zelten und erlernte zunächst ihre Sprache. Die Cheyennen zählten an 3500 Seelen und waren durch die Regierung von Montana hierher zu ziehen gezwungen worden. Darüber waren sie noch lange sehr aufgebracht und kriegerisch gesonnen. Mit viel Mühe gewann Petter ihr Vertrauen. Schließlich horchten sie auch mit innerm Ohr auf seine Botschaft und i. J. 1897 durfte er die ersten fünf taufen und eine kleine Gemeinde organisieren. Petter ist im Laufe der Jahre ihrer Sprache ganz mächtig geworden, hat Stücke der heiligen Schrift in dieselbe übersetzt und eine Grammatik sowie ein Wörterbuch des Cheyenne verfaßt, — was alles für seine neu eintretenden Mitarbeiter von großem Gwinn ist.

Weitere Erfolge unter beiden Stämmen ergaben sich dadurch, daß noch mehr Stationen angelegt, mehr Arbeiter ein-

traten und die Verhältnisse unter den Indianern anders wurden. Missionar J. J. Kliewer gründete 1889 am Washitaflusse in einer damals ganz wilden Gegend eine dritte Station und bald darauf legte man noch zwei an, wo die Missionare H. J. Kliewer und G. A. Linscheid die einsame Arbeit begannen. Zur selben Zeit wurde aber den Indianern ein bestimmtes Landgebiet zugeschnitten und das übrige weißen Ansiedlern geöffnet. Das zwang die Indianer, seßhafter zu werden und andere böse Dinge. Ihre jungen Leute kommn von den Regierungsschulen mitunter als oberflächliche Christen zurück und fallen vielfach dem alten Heidentum anheim. Letzteres kommt aber auch bei den bessern Christen vor. Der christliche Indianer soll sich von den andern auslachen lassen und das fällt ihm unendlich schwer. Die Alten hängen meistens zäh an ihren heidnischen Ueberlieferungen. Ehe die Weißen kamen, sagen sie, hatten wir unsere eigene Religion und viel Fleisch und wenig Krankheit. Seitdem die Weißen und ihre Religion zu uns gekommen sind, müssen wir hungern und krank sein. Sind sie aber in Not, dann meinen sie, der Missionar müsse ihnen sich dem Landbau zu widmen, stellte sie aber auch günstiger für die Arbeit des Evangeliums. Die Kostschulen gingen ein, sowie die Regierungsschulen für die Kinder zu sorgen vermochten. In Cantonment war die erste Missionsschule auch niedergebrannt, sofort jedoch durch ein neues Gebäude ersetzt worden. Dieses wurde nun ein Krankenhaus und Altenasyl und mehrere Missionsschwestern widmen sich der Krankenpflege, fahren zu diesem Zweck auch in den Indianeransiedlungen herum. Wohl alle in beiden Stämmen wissen nun, was die Missionare bei ihnen wollen; deren selbstverleugnende Arbeit macht bei vielen tiefen Eindruck und so mehren sich auch die kleinen Christengemeinden.

Ein hartes Arbeitsfeld ist trotzdem das Werk unter den beiden Stämmen geblieben. Die Indianer haben von den Weißen Gutes, aber auch — Schlechtes gelernt, so Kartenspiel und

helfen, sonst ist er ein Wolf, der nur das Seine sucht. Aber es treten auch andere Stimmen auf; Häuptlinge und andere zeigen sich als des Missionars Freunde, ermahnen ihre jungen Leute, ihm zu folgen und „des weißen Mannes Weg“ zu gehen.

In Montana leben die übrigen des Cheyenne-Stammes, an 1400 Seelen am Rosebud-River, 50 Meilen von der Eisenbahn. Sie sind noch sittlich sehr kräftig, kriegerisch gesinnt und sich selbst erhaltend. Hierhin machte Missionar Petter i. J. 1901 einen Besuch — und sie waren ganz entzückt darüber, daß ein Weißer ihre Sprache so perfekt zu sprechen verstand. Freudig begrüßten sie den Plan, unter ihnen eine Missionsstation anzulegen. Im J. 1904 ist Missionar Linscheid hinauf gegangen, um das heilige Werk unter ihnen zu beginnen.

Gegenwärtig arbeitet ein Missionar J. A. Funk zu Cantonment unter den Arapahoen. Im ganzen sind schon 43 getauft worden, von welchen 10 gestorben sind. Unter den Cheyennen wirken auf drei Stationen die Missionare R. Petter, H. J. Kliewer und der neulich eingetretene J. H. Epp. Auf allen Stationen befinden sich kleine Kirchlein. Die Cheyenne Gemeinde zählt 39 Glieder, 8 sind bereits gestorben. Die Station Darlington ist aufgegeben worden. Mehrere der ersten Missionare sind bereits aus dem aktiven Dienst getreten.

---

41. Mennonitische Missionsarbeit unter den Hopis, Comanches und armen Negern.

Unter den Hopis in Arizona legte Missionar H. R. Voth, nachdem er seine Arbeit in Oklahoma andern übergeben hatte, im J. 1893 eine Missionsstation an. Sie liegt 65 Meilen von der Eisenbahn. Im sandigen Tal, wo kein Baum noch Strauch gedeihen will, errichtete er mit nicht geringer Mühe ein Wohnhaus, einen Stall und grub einen Brunnen. Bald kamen die

Hopis von ihren Höhen herunter, holten sich Wasser, ließen sich Medizin geben und taten im ganzen freundlich, wenn er sie besuchte und zunächst ihre Sprache zu erlernen sich bemühte.

Die **Hopis** stammen wohl von den sogenannten **"cliff dwellers"** her, gehören also zu den ältesten und intelligentesten Ureinwohnern unsers Landes. Ihre eigenen vielen Sagen über ihre Vergangenheit verlieren sich in dunkler Verworrenheit. Wohl schon seit Jahrhunderten wohnen sie da, wo sie jetzt sind, im nordöstlichen Arizona, in der Nähe des weltberühmten Grand Canon. Da befinden sich auf drei hohen Gebirgsläufen, Mesas, sieben Dörfer, mit zusammen etwa 2000 Seelen. Aus der Ebene steigen diese Mesas 400 bis 600 Fuß auf. Bei dem größten Dorf, Oraibi, liegt die Missionsstation, dann steht dort auch eine Regierungsschule und nicht weit davon liegen die Ruinen eines alten spanischen Klosters. Die Hopis ernähren sich selbst. Im Tal bebauen sie an einigen Stellen in einer Art von Flußbett kleine Felder mit Mais und Gemüse. Diese Feldarbeit und das Nähen der Kleider besorgen die Männer; alles andere, so das Herbeischleppen von Holz und Wasser, ist Sache der Frauen. Die Kinder laufen bis zum 4. bis 6. Jahre nakt herum, auch im Winter, was dann zur Folge hat, daß viele sterben.

Das Heidentum dieser Indianer erscheint in vielen Zeremonien, Gebeten, Gesängen, Tänzen und geheimnisvollen Gebräuchen, wovon sie selbst nicht mehr alles verstehen. Jedes Dorf hat einige Höhlen, Kiewas, in denen die Priester u. s. w. ihre Zeremonien betreiben, zum Teil in der Form von geheimen Gesellschaften. Vieles wird aber auch auf der Straße aufgeführt. Tage lang währen ihre religiösen Feste. Die Kinder werden durch die „Katzinas“ in dies Heidentum eingeführt. Katzinas sollen Halbgötter gewesen sein und den Verkehr zwischen den Menschen und Gott vermittelt haben. Sie sind aber nicht mehr da und nun spielen Indianer ihre Rollen, indem sie sich Masken aufsetzen. Für die kleinen Kinder werden Puppen

in der Gestalt solcher **Masken** angefertigt. Grauenhaft sind im Sommer die sogenannten Schlangentänze. Unter vielen Gesängen und Zeremonien werden die giftigen Schlangen gefangen, gewaschen, in den Mund genommen und dann wird mit ihnen herumgetanzt. Hernach läßt man sie wieder laufen. Alle diese Zeremonien scheinen zunächst darauf hinaus zu gehen, Regen zu bekommen und dasjenige fortzuschaffen was ihn ferne halten könnte.

Der Erfolg der 10jährigen Missionsarbeit zeigt sich darin, daß die Missionare die Hopisprache weitgehend erlernt haben und in die Religion dieses Stammes tief eingedrungen sind. Missionar Voth hat ein Hopiwörterbuch fertig gestellt und eine Grammatik. Ebenso hat er Abschnitte der heiligen Schrift in diese Sprache übersetzt. In Oraibi ist ein Versammlungslokal gebaut worden und es kommen immer mehr, das Evangelium zu hören. Eine Familie verkaufte dem Missionar ihren Götzen sagend — Ihr sagt ja, die Götzen haben kein Herz, sie sehen nicht, sie hören nicht; sie können nicht Regen geben, — nun, dann wollen wir ihn verkaufen. Auch sonst zeigt sich bei manchen viel Heilsverlangen. Man fragt den Missionar: „Ist das wirklich wahr, was du über ein ewiges Leben gesagt hast?" Nach Voth und teilweise mit ihm zusammen wirkten hier und wirken noch die Missonare J. B. Epp und J. B. Frey und eine Missionsschwester.

Die erste Taufe unter den Hopis wurde am 21. August 1904 von Missionar Frey an einem 16jährigen Mädchen Lillie Talaventa vollzogen. Es war gerade die Zeit der Zurüstung für den Schlangentanz, als sie den Mut fand, trotz vieler Feindschaft wider das Evangelium bei ihren Stammesgenossen, ein gutes Bekenntnis abzulegen und sich dem Herrn zu weihen für Zeit und Ewigkeit. Aus Furcht, ihnen werde etwas zustoßen, liefen die Hopifrauen aus dem Versammlungslokal hinaus, als die heilige Handlung beginnen sollte. Alle Hopis fürchteten, daß derjenige bald sterben würde, der sich taufen ließe, —

ebenso daß es dann nicht mehr regnen werde. Aber einige Tage nach dieser Feier stellte sich ein willkommner Regen ein. So bekennt sich der Herr zum Werke seiner Kinder.

Unter den **Comanches** im östlichen Oklahoma legte i. J. 1896 Missionar H. Kohfeld eine Missionsstation an. Er kaufte zu diesem Zweck von einem Indianer 160 Acker Land. Dessen Frau zeigte sich der Sache besonders gewogen. Sie sagte zu ihrem Manne: „Wenn du dem weißen Mann das Land nicht verkaufst, dann wird mein Herz nicht mehr froh.“ Die Station liegt in einer romantischen Gegend, 25 Meilen westlich von Fort Sill. Nördlich von ihr befinden sich die Wichita Mountains und südlich ein Meilen weiter Eichenwald. Der Comanche-Stamm zählt an 1500 Seelen. An 50 Familien wohnen um die mennonitische Station herum. Seit einigen Jahren geht hier eine Eisenbahn durch und vier Meilen von der Station ist ein Städtchen, Indiahoma, entstanden.

Das Heidentum der Comanches zeigt sich im Festhalten an abgelegten Ideen und in religiöser Stumpfheit. Tagelang sitzen Männer und Faruen zusammen und spielen Karten. Von den neulich zu ihnen gekommenen Weißen erhalten sie gelegentlich auch Branntwein. Dann sind sie wie besessen und es gibt Mord und Totschlag. Wie eine Art Heiligung wird die Mescal Bohne verehrt, an der sie sich berauschen. Zu den Versammlungen wollen sie oft nicht kommen; sie sind müde, sagen sie, oder die Pferde sind müde; einige meinten auch einmal, wer sich taufen ließe, der müsse bald sterben. Der Missionar zeigte ihnen, wie sinnlos solche Rede sei. Seit er bei ihnen arbeite, wären schon 50 ungetauft gestorben.

Die Missionsarbeit geht trotzdem treulich weiter. Eine Missionsschwester besucht die Indianer, hilft den Frauen Kleider nähen und bringt dabei manch gutes Wort an. In Sterbefällen kommt man immer zum Missionar, er soll den Sarg machen und eine Andacht halten. Und seitdem er noch einen Mitarbeiter erhalten hat, kann er solche und ähnliche Dienste

ausführen. In letzter Zeit hat man auch ein Kirchlein gebaut mit Turm und Glocke. Da kommen bis 70 zur Versammlung und oft werden einige tief ergriffen, so daß sie sagen, ja, der Jesusweg ist der beste; den wollen sie auch gehen.

Unter armen Negern in Nord Carolina bei Elk Park begann Missionar H. V. Wiebe im Früjahr 1900 eine missionierende Tätigkeit. Hier hatte eine Miß Pruden eine Schule gegründet, sie aber infolge des Hasses der dortigen Weißen gegen solche Bildungsbestrebungen unter den Schwarzen wieder aufgeben müssen. Das betreffende Haus mit etwas Land wurde ihr abgekauft und nun eine Schule und Waisenanstalt eingerichtet unter dem Namen Salem-Park. Die Weißen suchten auch Wiebe zu vertreiben, aber er ließ sich nicht einschüchtern, sondern hielt Schule, predigte, besuchte die armen Leute, welche dort im hohen Gebirge durch Arbeit im Bergwerk sich nur kümmerlich nähren und gewann so ihr Vertrauen. Auch die Weißen wurden freundlich gegen ihn. Im Sommer 1904 hatte man im Waisenheim über 20 Kinder und durfte zehn taufen. Da ist also eine mennonitische Negergemeinde gegründet worden.

---

42. Mennonitische Missionsarbeit in Indien.

Zu Nalgonda, etwas südlich von Hyderabad, in der Provinz Deccan, begann Missionar A. Friesen aus Südrußland i. J. 1889 eine segensreiche Missionsarbeit unter den Telugus. Die Station war einige Jahre vorher von einem Baptistenmissionar gegründet worden. Auch fernerhin blieb das Werk unter der Leitung amerikanischer Baptisten; Arbeiter und Geldmittel aber kommen aus den südrussischen Gemeinden. So langten i. J. 1898 Missionar A. J. Hübert und ein Jahr darauf Missionar H. Unruh an. Zuerst erlernt man auch hier die Teluguspräche, welche einen weichen und melodischen Klang

hat. Sodann widmen sich die Missionare der Straßenpredigt, Krankenpflege, Hausbesuchen und der geregelten Gemeindepflege in Schule und Kirche.

Der Erfolg der Mission unter den Telugus ist ein überaus erfreulicher. Bis zu 80 Personen hat Missionar Friesen auf einmal taufen dürfen. Schulen verschiedener Grade sind eingerichtet und mehrere Nebenstationen angelegt worden. Eingeborne Helfer erweisen sich als sehr tüchtig. Zusammen zählen die Gemeinden bereits über 1000 Glieder und weitere Arbeiter, und auch weibliche, von daheim kommen nach, um am Netz des Evangeliums ziehen zu helfen.

Ein besonderer Zweig der Telugumission wird seit dem J. 1899 von amerikanischen Mennoniten betrieben. In diesem Jahr traf der von hier kommende Missionar N. N. Hiebert und Frau samt einer Schwester, Elisabeth Neufeld, in Nalgonda ein, um nach Erlernung der Sprache eine eigene Missionsstation zu gründen. Hiebert mußte gesundheitshalber Indien jedoch bald verlassen. Im J. 1902 langte aus Amerika Missionar J. Pankratz als Ersatz an. Dieser legte in Malkapet, einer Vorstadt von Hyderabad, eine Station an, zu welchem Zweck ihm sein Komitee daheim eine Summe von 6000 Dollars bewilligte. Trotz der Empfänglichkeit der Telugus für das Evangelium, ist die Missionsarbeit schwer. Das Klima ist sehr heiß. Der Islam ist in diese Gegend eingedrungen und steht dem Christentum gehässig gegenüber und der Indier hängt auch hier an seinem schlimmen unsittlichen Heidentum.

Zu Dhamtari, in einer Zentralprovinz Indiens, wurde i. J. 1899 von einem andern Zweig amerikanischer Mennoniten eine Missionsstation gegründet — etwa 40 Meilen südlich von Raipur. Während des entsetzlichen Hungerjahres 1897 hatten sich diese der großen Not tatkräftig angenommen. Nun wollte man weiter helfen. Missionar J. A. Reßler errichtete ein Heim für Heimatlose und Waisen. Bald erhielt er weitere Mitarbeiter von daheim, so daß i. J. 1903 vier Missionare

mit ihren Frauen da waren. Anfänglich hatte man noch Tausende von Hungernden gespeist, später kam die Arbeit in einen mehr geregelten Gang. In einem nahen Dorfe, Kudri, wurde eine zweite Station angelegt, so daß man auf der einen Knaben, auf der andern Mädchen aufnehmen kann. Alles sind arme Waisenkinder, manche sind blind oder sonst kränklich. Alle werden nicht nur in der eigentlichen Schule unterrichtet, sondern müssen auch in Küche und Garten arbeiten lernen. Ebenso wurde ein Hospital eingerichtet und mit Hilfe einer schottischen Gesellschaft ein Aussätzigen-Asyl, in dem sich 1903 an 160 Insassen befanden, unter diesen viele Kinder. Von letzteren haben sich bereits an 100 taufen lassen. Aber auch die Erwachsenen sind hier für das Evangelium recht empfänglich gewesen, so daß i. J. 1903 die Gesamtzahl aller Getauften 225 betrug.

Ein viertes mennonitisches Missionsfeld in Indien wurde i. J. 1900 in Angriff genommen. Ein weiterer Zweig amerikanischer Mennoniten sandte auch in diesem Hungerjahr Korn und Geld in jenes unglückliche Land. Ebenso sandten sie auch zwei Missionare, P. A. Penner und J. F. Kröker mit ihren Frauen, welche auch in der Zentralprovinz, südlich von Bilaspur, je eine Station, Champa und Janjgir anlegten. In ihrem Distrikt wohnen an 200,000 Menschen. Beide hatten rechte Mühe, ein Stück Land zu erwerben. Kaufen läßt es sich dort nicht, sondern nur pachten. Der König, Zemendar, war ihnen sonst freundlich gesinnt. Eine halbe Meile von Missionar Penners Wohnung schoß er einmal einen Tiger, dessen Fell er Penner schenkte. Der eine Missionar widmet sich besonders der Waisensache; der andere hat, auch mit Hilfe der schottischen Gesellschaft, ein Aussätzigen-Asyl eingerichtet. Im J. 1903 sorgte Kröcker für 35 Waisen und Penner hatte 37 Aussätzige in seinem Asyl. Außerdem widmen sich beide weiterer Krankenpflege und der Heidenpredigt. Im Sommer d. J. 1904 hat Missionar Penner den Erstling seiner Station, einen armen

Aussätzigen, namens Silpanti, taufen dürfen. Er hatte denselben seit Januar in seinem Asyl gepflegt und von Anfang an gemerkt, wie entschieden er sich der Gnadensonne zuwende. Als es nun mit seiner Krankheit immer schlimmer wurde, da bat er den Missionar: „Sahib, gib mir die Taufe; denn ich muß sterben und möchte doch erst Christ werden!" So wurde denn in seiner kleinen Hütte die heilige Handlung an ihm vollzogen und bald darauf ist er selig heim gegangen. Auch unter den Waisenkindern bei Missionar Kröker machte sich um diese Zeit der Wunsch sehr geltend, die heilige Taufe zu empfangen. Man ist aber mit Recht in dieser Sache sehr vorsichtig.

Indien ist ein schweres Missionsfeld. Das heiße Klima ist für den Europäer erschlaffend. Im Juni beginnt die Regenzeit, welche an drei Monate anhält. Dann ist es kühl und alles blühend, wenn sich der Regen überhaupt einstellt. Bisweilen geschieht dieses nicht und dann gibt es in der Regel eine Hungersnot. Das Volk ist in Kasten getrennt, die nicht mit einander verkehren dürfen. Wer ein Christ wird, verliert seine Kaste. Vater, Mutter, Verwandte mögen dann nichts mehr von ihm wissen, wenn sie noch Heiden sind. Besonders stolz sind die Gelehrten, die Brahmanen. Die Indier verehren viele Götter und glauben an die Seelenwanderung. Wenn ein verheirateter Mann stirbt, so glaubt man, seine Frau sei schuld daran, weil sie in einem früheren Leben Böses begangen habe. Die Witwen haben es sehr schlecht. Besonders aber die Aussätzigen. „Jedermann haßt mich!" sagte so einer einmal zu Missionar Penner. Oft hängen sich auch solche Unglücklichen an den Missionar, lassen sich auch taufen, um nur versorgt zu werden. Mann nennt sie dann „Reischristen." Von Sittlichkeit und Keuschheit haben die Hindus kaum einen Begriff. Da meint es viel ein Christ zu werden. Und doch — viele werden es — in Gesinnung und Leben und beweisen damit, daß das Evangelium auch heute noch die Kraft besitzt, zu retten alle, welche daran glauben.

Wichtige Jahreszahlen — zur Wiederholung.

67 Tod der Apostel Petrus und Paulus.
100 Heimgang des Apostels Johannes.
167 Märtyrertod des Bischofs Polykarpus.
200 Tertullian wirkt in Nordafrika.
250 Blutige Christenverfolgung unter Decius.
323 Konstantin der Große erhebt das Christentum zur Staatskirche.
385 Hinrichtung des Priscillian, erste Ketzerstrafe dieser Art.
430 Augustin stirbt als Bischof von Hippo Regius.
739 Bischof Claudius von Turin stirbt.
755 Bonifazius, der Apostel der Deutschen, erschlagen.
1073 Papst Gregor VII.
1170 Petrus Waldus bekehrt sich.
1209 Beginn des Ketzerkrieges in Südfrankreich.
1415 Huß wird verbrannt zu Konstanz.
1458 Bischof Reiser wird verbrannt zu Straßburg.
1467 Die Böhmischen Brüder führen die Erwachsenentaufe ein.
1483 Martin Luther geboren.
1492 Menno Simons geboren zu Witmarsum in Friesland.
1517 Luther schlägt die 95 Thesen an.
1525 Bildung der Täufergemeinde zu Zürich.
1527 Hans Denk stirbt zu Basel.
1528 Balthasar Hubmeier wird verbrannt zu Wien.
1536 Menno Simons Austritt aus der römischen Kirche.
1559 Menno Simons stirbt 67 Jahre alt.
1560 Große Einwanderung von Mennoniten in Westpreußen.
1586 Erstes Bethaus der preußischen Mennoniten bei Graudenz.
1597 Anna vom Hoff, letzter Märtyrer in Holland.
1605 Markus Eder und Hans Boltzinger, letzte Märtyrer in Süddeutschland.
1614 Hans Landis, letzter Märtyrer in der Schweiz.
1618 Ausbruch des 30jährigen Krieges.
1660 Mennoniten in Holland helfen verfolgten Täufern der Schweiz.
1683 Gründung von Germantown durch Mennoniten von Krefeld.
1757 Preußische Gemeinden führen die deutsche Sprache ein.
1759 Johann Decknatel stirbt zu Amsterdam.
1760 Zinzendorf stirbt.
1847 Gründung der holländischen Missionsgesellschaft.
1880 Beginn der Mission unter den Indianern.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die ersten Jahrhunderte.

Seite.

1. Einleitung 3
2. Die Apostel 4
3. Wandel der Christen 6
4. Verfolgungen 8
5. Märtyrer 9
6. Bedeutende Lehrer 12
7. Konstantin der Große 14
8. Kirchenväter 15

II. Die Zeit des Mittelalters.

9. Irrtümer 18
10 Priscillian und Claudius von Turin 20
11. Der Islam 21
12. Das Christentum in Deutschland 23
13. Das Papsttum 25
14. Die Kreuzzüge 27
15. Das dunkle Mittelalter 29
16. Die Waldenser 30
17. Verfolgungen der Waldenser 33
18. Vorboten der Reformation 36

III. Die Zeit der Reformation.

19. Luther und Zwingli 39
20. Das Täufertum in der Schweiz 41
21. Hans Denk 44
22. Balthasar Hubmeier 46
23. Verfolgungen der Süddeutschen Täufer 49
24. Jakob Hutter 51
25. Menno Simons 54
26. Verfolgungen der Mennoniten in den Niederlanden 57
27. Die Reformation in andern Ländern 59

IV. Die neuere Zeit.

28. Die Religionskriege 62
29. Spener und Francke 64
31. Bibel- und Missionsgesellschaften 69
32. Die Mennoniten in Holland 71
30. Zinzendorf und die Brüdergemeinde 66
33. Die Mennoniten in Preußen 73
34. Die Mennoniten in Rußland 76
35. Die Mennoniten in der Schweiz 79
36. Die Täufer und Mennoniten in Mähren und Süddeutschland 81
37. Die Mennoniten in Amerika 84
38. Mennonitische Missionsarbeit auf der Insel Java 87
39. Mennonitische Missionsarbeit auf Sumatra 91
40. Mennonitische Missionsarbeit unter den Arapahoen und Cheyennen 93
41. Mennonitische Missionsarbeit unter den Hopis, Comanches und armen Negern 97
42. Mennonitische Missionsarbeit in Indien 101

